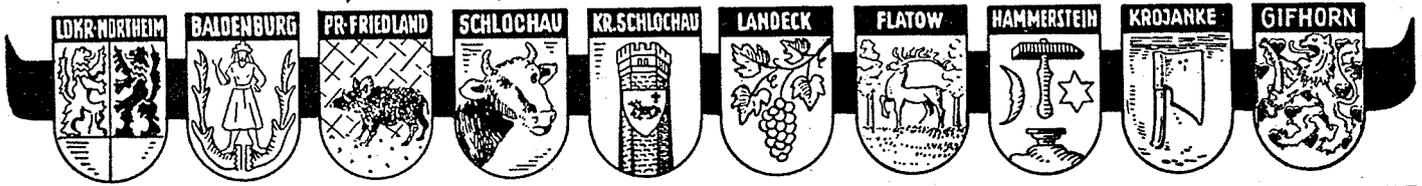


Neues Schlochauer-Flatower Kreisblatt



5. Jahrgang

Heide/Holstein, am 8. Juni 1957

Nummer 6 (54)

fest-Ausgabe

anlässlich der Heimatkreistreffen in Northeim und Gifhorn zu Pfingsten 1957

An die Bewohner des Patenkreises Northeim!

Wir Heimatvertriebenen aus dem ostdeutschen Kreise Schlochau — die Patenkinder Ihres schönen Kreises Northeim — versammeln uns am Pfingstsonntag dieses Jahres in Ihrer Kreisstadt Northeim, um gelegentlich unseres Heimatkreistreffens in einer Feierstunde unserer Toten zu gedenken und erneut unseren Rechtsanspruch auf unsere Heimat anzumelden!

Getreu der „Charta der Heimatvertriebenen“ verzichten wir auf Rache und Vergeltung im Gedenken an das unendliche Leid, welches die beiden letzten Jahrzehnte über die Menschheit gebracht haben; wir werden aber immer wieder fordern, daß das Recht auf Heimat als eines der von Gott geschenkten Grundrechte der Menschheit anerkannt und verwirklicht wird!

Wir sind gewiß, daß auch Sie alle uns in diesem Ringen um unsere Heimat und unsere angestammten Scholle unterstützen!

Wir — als Ihre Patenkinder — möchten von Mal zu Mal einen immer enger werdenden Kontakt mit den Bewohnern des Kreises Northeim — als unserem Patenkreis — und namentlich mit den Mitgliedern Ihrer Kreiskörperschaften herstellen und danken auf das herzlichste allen Persönlichkeiten, die auch in diesem Jahre bei der mühevollen Vorbereitung unseres Treffens tätig waren.

Unser besonderer Gruß gilt allen Bewohnern unseres schönen Patenkreises und seiner Gemeinden!

Joachim v. Münchow
Heimatkreisvertreter des Kreises Schlochau

An alle Einwohner des Kreises Gifhorn!

Am 2. Pfingstfeiertag wollen wir Heimatvertriebenen des Kreises Flatow uns, eingeladen von Ihrer Kreisverwaltung, in Ihrer Kreisstadt versammeln. Wir sind besonders dankbar, daß uns dazu die Gelegenheit gegeben wird.

Wir wünschen uns, daß auch recht viele von Ihnen zu unserem Treffen kommen. Es ist unsere Hoffnung, daß Sie als unsere Paten und wir uns gegenseitig näher kennenlernen und anfreunden. Wir möchten Ihnen und Ihrer Kreisverwaltung vielen Dank bezeugen für dieses Treffen, für alle Vorbereitungen und Ausschmückungen, die für uns getan wurden.

Wir glauben, daß auch Sie alle kein deutsches Land verschenken würden. Wir sind gewiß, daß Sie auch aus dieser Überlegung heraus unsere Forderung auf unsere baldige Rückkehr in unsere Heimat verstehen. Sie lieben auch Ihre Heimat, und wir danken Ihnen, wenn Sie sich neben uns stellen und unsere Forderung unterstützen.

F. J. v. Wilckens
Heimatkreisbearbeiter des Kreises Flatow

Programm für das Heimatkreistreffen der Schlochauer am Pfingstsonntag in Northeim:

- Bis 11,00 Uhr: Eintreffen der Delegierten
 11,00 bis 13,00 Uhr: Delegiertenversammlung im 1910er Saalbau (am Mühlenanger)
 Bis 12,00 Uhr: Eintreffen der übrigen Festteilnehmer
 12,00 bis 14,00 Uhr: Gemeinsames Mittagessen in den Festzelten (Preis je Essen 1,50 DM)
 14,30 Uhr: Feierstunde (mit Totenehrung und Ansprachen von Heimatgeistlichen beider Konfessionen, Vertretern des Patenkreises und unseres Heimatkreises, sowie sonstiger Ehrengäste)
 Ab 17,00 Uhr: Kameradschaftliches Beisammensein (gemeinde-, bzw. bezirksweise) in den Festsälen.

Den rechtzeitig eintreffenden Landsleuten ist die Teilnahme an den folgenden Gottesdiensten möglich:
 Evangelischer Gottesdienst in der St. Sixti-Kirche um 9,30 Uhr
 Katholischer Gottesdienst in der St. Marienkirche um 7 Uhr, 9 Uhr und 10,30 Uhr

Programm für das Heimatkreistreffen der Flatower am Pfingstmontag in Gifhorn:

- 9.30 Uhr: Festgottesdienst in der Stadt-Pfarrkirche
 11.00 Uhr: Totengedenkfeier auf dem Schloßhof und Kranzniederlegung am Ehrenmal
 12.00 Uhr: Zusammenkunft der Heimatbetreuer im Kaminraum des Schlosses
 13.00 Uhr: Gemeinsames Mittagessen im Schützenhaus (Feldküchenverpflegung)
 15.00 Uhr: Heimatkundgebung im Schützenhaus, Sprecher: Regierungspräsident a. D. Bachmann, früher Schneidemühl
 Danach Bekanntmachungen des Heimatkreisbearbeiters und Wahl der Kreisvertrauensherren.
 Anschließend fröhliches Beisammensein mit Tanz

Für die bereits am Sonntag eintreffenden Teilnehmer findet abends um 8.00 Uhr ein zwangloses Treffen in der Gaststätte Dehler in Gifhorn, Hauptstraße, statt

Auf die Jugend kommt es an

Die Jugend mehr an die Heimatarbeit heranzuführen, bezwecken die Ausführungen eines Landsmannes der jungen Generation. Sie sind Bitte und Aufruf zugleich.

Erlauben Sie mir, liebe Landsleute, trotz meiner Jugend einige Worte zu unserer Lage als Vertriebene zu sagen. Fassen Sie diese Worte vielleicht auf als eine Bitte an die Älteren und einen Aufruf an die Jüngeren. Dann werden Sie mich gewiß verstehen und es bedarf keiner Rechtfertigung mehr.

Seit zwölf Jahren sind wir von unserer Heimat getrennt, und es ist noch nicht abzusehen, wann wir sie wiedersehen werden. Daraus, liebe Landsleute, ergeben sich doch für uns alle und ganz besonders für die Jugend Verpflichtungen, die leider kaum noch erkannt, geschweige denn berücksichtigt werden. Darauf zielen diese Gedanken, die aus der Jugend kommen und an die Jugend gerichtet sind, die aber für jeden aktuell sein sollten, der noch Hoffnung auf die Heimat hat.

Um diese Verpflichtungen zu erkennen, sollen die entscheidenden Probleme kurz erörtert werden. Diese entscheidenden Probleme sind für uns aber weniger die politischen, als viel mehr die rein menschlichen. Es sind Probleme, die jeden betreffen, die keiner ignorieren kann. Ich meine den grundsätzlichen Gegensatz der Weltanschauungen in Ost und West, ich meine die Interesselosigkeit an politischen Dingen und geistigen Auseinandersetzungen, und ich meine ganz besonders die Entfremdung von der Heimat.

Der Gegensatz der Weltanschauungen

Das Problem der deutschen Wiedervereinigung ist nicht allein ein politisches Problem. Es ist der Gegensatz der Weltanschauungen: die Ersatzreligion des dialektischen Materialismus auf der einen Seite, die Freiheit des Denkens und des Argumentes auf der anderen, die Erziehung des Menschen und besonders des Jugendlichen zum Glied der „klassenlosen Gesellschaft“, zum kollektiven Denken auf der einen Seite, die Freiheit der Erziehung auf der anderen.

Es soll in diesem Rahmen nicht auf die einzelnen Weltanschauungen eingegangen werden. Aber das soll betont werden, daß der dialektische Materialismus jeden einzelnen von uns zur geistigen Auseinandersetzung auffordert. Sein Erfolg ist um so größer, je größer die geistige Trägheit im Westen ist. Das Desinteresse an diesen Grundfragen der Gesellschaftsordnung und an der Politik ist hier im Westen erschreckend. Dieses bürgerliche Phlegma gleicht einem Tanz auf dem Vulkan. Das heißt aber: ganz besonders für uns Vertriebene ist der so passive, aber immer wieder anzutreffende Standpunkt des „Ohne mich“, des: „Was können wir schon daran tun“, dieser phlegmatischen Interesselosigkeit, so grundfalsch, so kurzfristig und engstirnig, daß dem Verfechter derartiger Standpunkte das Recht auf Klagen über den zerrissenen Zustand unseres Landes und das Recht auf Wünsche zur Wiedervereinigung abgesprochen werden muß. Wir Vertriebene also sollten immer und überall — dazu verpflichtet uns die Hoffnung auf die Heimat — gegen diese Müdigkeit angehen, sollten uns in unseren Kreisen immer zur geistigen Auseinandersetzung zwingen und sollten das ganz besonders als Jugendliche tun.

Die Entfremdung von der Heimat

Wir sollten uns keine Illusionen machen. Illusionen, die durch die große Teilnahme und durch die echte Begeisterung bei den jährlichen Heimattreffen der Landsmannschaften leicht hervorgerufen werden könnten. Das Interesse der Jugend ist nicht mehr so stark wie noch vor fünf Jahren. Die Entwicklung ist sogar natürlich. Die jetzt 20jährigen waren zur Zeit der Flucht acht Jahre alt. Sie kennen von ihrer Heimat kaum mehr als den Namen. Sie kennen also kaum noch Freunde und Schulkameraden. Sie haben ja mehr als die Hälfte ihres Lebens, und zwar vor allem die Zeit der wesentlichsten geistigen Entwicklung, in ihrer neuen Heimat verlebt. Suchen Sie auf den großen Heimattreffen wie auf den lokalen Zusammenkünften diese Jugendlichen. Sie werden nicht viele finden. Dieses Problem löst sich nicht dadurch, daß man Tanzabende innerhalb der Heimatgruppen veranstaltet. Die Jugend wird für größere Ideen gebraucht. Sie wird gebraucht, um den Heimatgedanken zu bewahren, um die Erinnerung an unser Land wach zu halten und um in ihrer Gesamtheit die deutschen Forderungen auf das deutsche Land jederzeit zu vertreten. Daraus also folgt der Aufruf an die Jüngeren, sich um diese Erinnerung zu bemühen, und die Bitte an die Älteren, hierin der Jugend zu helfen.

Gefühle gelten in der Politik nichts. Echte Forderungen kann man also nur dann stellen, wenn man mit der ganzen Problematik vertraut ist. Diese Problematik führt in die Geschichte. Schließlich versucht Polen ja schon immer zu beweisen, daß die deutschen Ostgebiete zur Urheimat der Slawen gehören. Auf diesen Versuchen basieren auch in erster Linie die Forderungen des Kommunismus auf die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie als Friedensgrenze. Zwar ist das in letzter Konsequenz ein Problem der Geschichtsforschung, das für den Einzelnen nicht erfassbar ist. Aber jeder, und besonders wieder die Jugendlichen, die ihre Heimat nur noch von den Erzählungen der Älteren kennen, sollte sich einmal klar werden über die bevölkerungspolitische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung unserer Ostgebiete zu dem, was sie vor dem Raub waren. Sie sollten sich erinnern an das Deutschtum in diesen Landen, das sich doch ausdrückte in der Wirtschaft, im Siedlungs- und Städtebau, in den großen Kirchenbauten von Königsberg oder Danzig, in dem geistigen Schaffen von Kant, Herder und Schopenhauer, in den Ideen des Kopernikus und der Romantik eines Eichendorff, aber auch in jedem einzelnen seiner deutschen Menschen, die dort lebten und arbeiteten seit Hunderten von Jahren.

Sich dieses Wissen zu erarbeiten und weiterzugeben, heißt der Heimat dienen, denn „Nur das ist verloren, was geistig verloren ist.“

Aus der Hoffnung auf ein freies Wiedersehen in der Heimat folgt die Verpflichtung: niemals aufzugehen in der materiellen geistigmüden Entwicklung unserer Zeit, sondern immer wieder neu an uns selbst zu arbeiten. Sonst sind wir die Freiheit nicht wert, in der wir leben!

Martin Aßmann

Braunschweig, Am Fallersleber Tor 10.

Spuren deutschen Schicksals im Northeimer Stadtbild

Von Dr. H. Eggeling

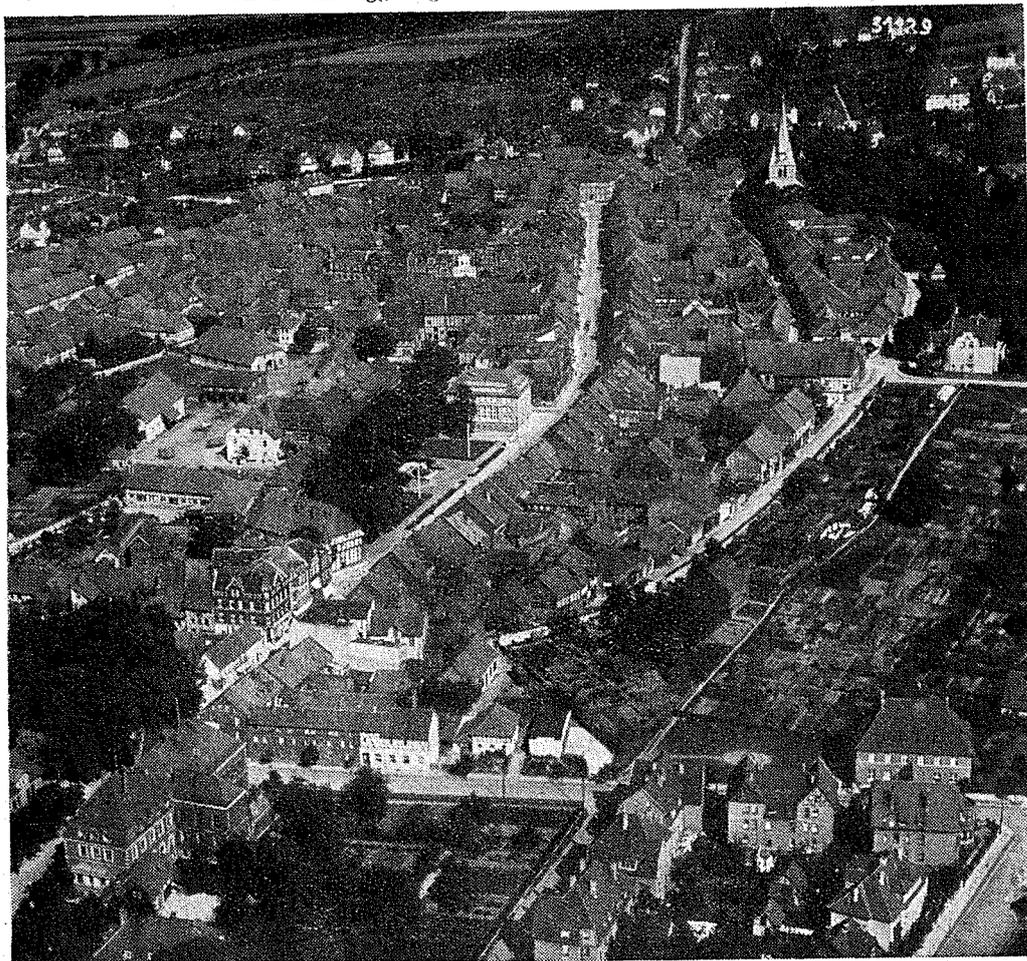
Wenn die Heimattreuen aus Schlochau zu Pfingsten in ihrem Patenkreis Northeim zusammenkommen, versammeln sie sich in einer Kreisstadt, deren Gesicht deutliche Spuren ihrer Geschichte zeigt. Eine Luftaufnahme wie die nebenstehende oder die verschiedensten Ansichtskarten aus der Vogelschau lassen das klar erkennen. Hier wollen wir nur auf zwei Gesichtszüge näher eingehen.

Während die heutige Stadtfläche rund 400 ha bedeckt, blieb die mittelalterliche Stadt Jahrhunderte hindurch auf 24 ha beschränkt; sie war also nicht größer als ein mittlerer Bauernhof. Auf diesem engen Raum standen 600 Wohnhäuser dicht an dicht; die nichtbrauberechtigten Häuser durften nicht mehr als 4,50 m von der Straßenfront einnehmen. Wie verträgt sich damit die offensichtliche Raumverschwendung im Nordwesten (im Bilde in der Mitte der linken Hälfte)?

Nun, an der Stelle liegt der heutige Klostersgutshof, der in seinen Anfängen auf einen Königshof Karls des Großen zurückgeht. Als nämlich die Franken vor beinahe 1100 Jahren den Sachsenstamm unterworfen hatten, suchten sie ihre Herrschaft über das neugewonnene Land zu sichern. Daher bauten sie vom Rhein zur Weser und darüber hinaus Militärstraßen, wobei sie sich auf römische Überlieferungen stützten. Entlang diesen neuen Wegen legten sie Königshöfe an, die zugleich militärische Stützpunkte und Verpflegungsstationen waren. Besetzt wurden diese mit Franken, während aufständische Sachsen in altfränkische Gebiete umgesiedelt wurden. In solchem Zusammenhang bedeutete der Northeimer Raum für Karl den Großen eine Schlüsselstellung. So verlegte er die ältere Nord-Süd-Straße von Göttingen über Nörten-Moringen nach Einbeck in das Leinetal bis Northeim, das damit erstmalig zu einem Verkehrsknotenpunkt wurde, da das hier einmündende Rhumetal der verbesserten Technik in der Straßenführung nicht mehr die Schwierigkeiten früherer Zeiten bot.

Noch heute erianern die Ortsnamen auf -heim an jenen fränkischen Eingriff. Außer Northeim-kommen hier etwa 10 weitere Siedlungen in Frage: Edesheim, Stöckheim, Höckelheim, Bühle (das einst Builheim lautete), Steinheim (das heutige Marienstein) und die Wüstungen Medenheim (in de Medde = in der Mitte zwischen Northeim und Sudheim) und Sultheim.

Aus dem ursprünglichen Königshof wurde später der Sitz der Northeimer Grafen, die unter Otto einmal die bayrische Herzogswürde errangen und in der deutschen Geschichte mehrfach von sich reden machten. Der fränkische Militärstützpunkt entwickelte sich zu einem Marktort und schließlich im Jahre 1252 zu einer Stadt,



die sich mit einer Mauer umgab, wie das eben standesgemäß war. In die feste Begrenzung schloß man ein sächsisches Bauerndorf ein, ja die Kirche dieser Gemeinde diente fortan als Gotteshaus für die ganze städtische Siedlung und ist bis heute die einzige Kirche innerhalb der Altstadt geblieben. Daraus erklärt sich die Randlage in der Nähe des Walles (im Bilde an der Baumreihe zu erkennen). Wie das Dorf einmal hieß, wissen wir nicht. Lediglich die Bezeichnung Oberdorf für die Häuser rings um die Sixti-Kirche hat sich bis in die Gegenwart gehalten; damit ist nur ausgedrückt, daß an dieser Stelle die Stadt ihre größte Höhe über dem Meeresspiegel erreicht, und zwar 131 m gegenüber 119 m an der gegenüberliegenden Nord-West-Ecke. Sagen wir es noch einmal: Der Name des altsächsischen Dorfes ist durch die fränkische Bezeichnung Northeim verdrängt worden. Das ist ein Vorgang, für den unsere leidvolle Gegenwart so viele bittere Beispiele geliefert hat.

Wer so die Geschichte auf sich wirken läßt, spürt auch in Northeim auf Schritt und Tritt die Spuren deutscher Vergangenheit. Einheimische wie Heimatvertriebene empfinden dann, daß wir alle Glieder eines Volkes sind und ein Schicksal tragen müssen.

Abergläubisches aus der Heimat

Schuhe auf den Tisch stellen bedeutet Ärger.

Wenn einem des Morgens der Besen aus der Hand fällt, so hat man nichts Gutes vom Tage zu erwarten.

Wenn der Besen vom Stiele fällt, so gibt es noch an demselben Tage Besuch.

Hände besehen gibt Ärger! Füße besehen dagegen gibt einen Herren- oder Damengruß oder auch eine Hochzeit!

Wenn man plötzlich einen Schornsteinfeger sieht, muß man dreimal einen Knopf um sich selbst drehen, dann gibt es ein Geschenk!

Vor dem Vollmond drei Knickse machen gibt ein Geschenk!

Gesammelt von Margarete Krüger, Pagelkau-Waldau,
jetzige Frau Cywinski

Wenn die Ärmelnaht aufgetrennt ist, so macht man eine Hochzeit mit!

Was man Sonntag über Mittag oder in der Johannisnacht träumt, das geht in Erfüllung!

Wenn zwei sich in einem Wasser waschen, dann zanken sie sich noch.

Liegt ein Strohalm auf dem Fußboden, so gibt es Besuch: hat der Strohalm aber eine Ähre, so ist der Besuch ein Herr!

(entnommen dem Schlochauer Kreiskalender für das Jahr 1931)

Wer weiß noch andere Volksweisheiten?



Das Welfenschloß in Gifhorn

Die Stadt Gifhorn

Die alte Niedersachsenstadt Gifhorn ist das Südtor zur Lüneburger Heide. Gern gewähltes Ziel für Ausflüge sind das Kurhaus »Heidesee« und der »Lönskrug«. Aber auch andere Erholungsfaktoren hat Gifhorn.

Schöne Wanderwege führen uns von Gifhorn nach Winkel und in das obere Allertal. Gifhorn ist von einem Hügelgelände umgeben und dadurch bedingt finden wir viele kleine Seen.

Fern ab von rauchiger, rußiger Industrie resultiert das Gifhorne Klima aus der Gunst seiner geographischen Lage.

Aus der Vielseitigkeit Gifhorns sind hervorzuheben die netten Wasserp parten auf den Seen und der Ise.

Ein modernes Freibad, 1956 erbaut, ladet zur Erholung ein. Bekannt ist aber auch Gifhorn durch sein Welfenschloß, in dem die Kreisverwaltung heute untergebracht ist. In der Schloßkapelle finden wir die Gedenktafel der Toten aus dem Kreise Flatow.

Der Jahresablauf in heimatlichen Bauernregeln

von Wolfgang Bahr

Im Juli, wenn sich jung und alt schönes Wetter wünscht, weil dann die Ferien- und Urlaubszeit ist, bleibt der Bauer in seinen Regeln ebenso unbestechlich wie in den anderen Monaten des Jahres. Er beobachtet genau alle Anzeichen der Natur. Mit einiger Spannung erwartet er den 10. Juli. „Wie das Wetter am Siebenbrüdertag, so wird es fünfzig Tage lang“, und „Regen am Margaretenag (13. Juli) verursacht vierwöchiges Regenwetter“. Die letzte Wetterregel halte ich zwar für etwas grausam, denn solch eine Prognose muß ja die stärksten Urlaubernerven zum Zerreißen bringen. Und auch die anschließende Schlußfolgerung erscheint mir zunächst recht gewagt: „Ein trockener Jakobitag (25. Juli) verheißt einen strengen Winter“. Vielleicht stützt sich der Landmann auf eine Beobachtung in der Natur, die da sagt: „Wenn die Ameisen im Juli ihre Haufen höher machen, so folgt ein strenger Winter“. Durchaus zutreffend aber erscheint mir die Erkenntnis: „Was Juli und August nicht kochen, kann kein Nachfolger braten.“ Damit wäre unser allgemeiner Wunsch nach Sonne in den Ferien unserem Bruder vom Lande auch recht angenehm.

Anschriftenänderungen

Gertrud Eggert aus Pr. Friedland. Jetzt: Berlin-Schöneberg Innsbrucker Str. 34, I. Aufg. bei Brinkmann. — Frau Fränze Wruck mit Familie und Eltern aus Schlochau. Jetzt im eigenen Hause in Uelzen, Hauenriede 88 E. — Auguste Albrecht aus Wehnershof. Jetzt: Düsseldorf, Bilker Allee 168. — Frau Margarethe Zybelle, geb. Kunze aus Flatow. Jetzt: Berlin-Charlottenburg, Kaiserdamm 21, Pflegeheim. — Walter Krause und Frau Ilse, geb. Zybelle aus Flatow. Jetzt: Berlin-Charlottenburg, Reichstraße 41.

Flatow

von Wolfgang Bahr

Am Südostrand des Pommerschen Höhenrückens liegt jenseits der Küddow unser Kreis Flatow. Wohl kein Bezirk unseres Landes hat im Laufe der Geschichte für Volk und Vaterland so viele schwere Schicksalsschläge ertragen müssen, und es gibt wohl selten ein Grenzland, das je nach Auffassung und politischer Lage Bollwerk oder Kampffeld, Niemandland oder Streitobjekt, Brücke oder Grenzgraben für die Nachbarvölker Deutsche und Polen war.

Am Südhang des Pommerschen Höhenrückens zur Netze hin gelegen, ist das Flatower Land mit seinen bescheidenen Sand- und Moorböden in früheren Zeiten nicht sehr einladend für eine Besiedelung gewesen. Wohl haben die Rugier, Burgunder und Vandalen unsere Heimatfluren wenigstens vorübergehend bewohnt, aber die Altertumsfunde zeigen, daß der Kreis mehr eine Grenzscheide zwischen germanischen Stämmen, ein Durchgangsland von Nord nach Süd, von Ost nach West war. Es ist gar nicht so abwegig anzunehmen, daß der Ort Krojanke der in der Frühzeit bekannte Knotenpunkt zweier Handelsstraßen, Scurgo, ist.

Als dann die Slawen von Osten her in das nur dünn besiedelte Gebiet östlich der Elbe einsickerten, wurde auch unsere Heimat von ihnen bewohnt. Fischfang, Jagd, primitiver Ackerbau und Viehwirtschaft gaben ihnen Nahrung, und die Stammeshäuptlinge hielten das Gebiet schlecht und recht in Ordnung. Burgwälle, Wohnplätze, Grabfunde und Ortsnamen geben noch heute davon Kunde. Es waren Westslawen, die den Raum zwischen Weichsel und Oder bevölkerten. Das Netzegebiet war damals Grenzscheide zwischen zwei Slawenstämmen, den Pomeranen und den Polanen. Das Land um Flatow liegt nördlich der Netze und so gehörte es den Pomeranen, den Pommern.

Bald begannen Streitigkeiten zwischen den beiden Volksstämmen. Die Polen drängten immer mächtiger zur Ostsee, und so mußten die Pommern um ihr Gebiet kämpfen. Von 963 bis 1121 n. Chr. wurde auch um das Flatower Land schwer und oft gerungen. Nach und nach gelang es den Polen aber, einen Gürtel von Festungen an der Netze anzulegen und das Land Flatow damit zum Festungsvorfeld zu machen. Tatsächlich gehörte Flatow immer noch zu Pommern, aber immer erbitterter mußten diese die Übergriffe der Polen abwehren. 200 Jahre wogte der Kampf mit wechselnden Erfolgen hin und her, ohne daß es zu einer endgültigen Entscheidung kam. Oft war Flatow und seine Umgebung Kampfplatz der gegnerischen Heerhaufen, und als im Jahre 1339 der Deutsche Ritterorden bei Flatow vorstieß und seine Banner bis an die Netze vortrug, schien dem Ländchen eine sichere Zukunft zu winken. Im Friedensvertrag zu Kalisch (1343) aber verzichtete der geschwächte Orden wieder auf das Land, und im Traktat von Marienburg (1349) wurde urkundlich bestätigt, daß Flatow endgültig an Polen fällt. Der Bach Dobrinka wird die Nordgrenze des Landes zum deutschen Gebiet. Flatow ist wieder Grenzland, aber polnisches Grenzland.

Wenn im Laufe des Mittelalters das Deutschtum in den zentralpolnischen Gebieten inmitten einer slawischen Umgebung fast unterging, so hat sich das deutsche Bauern- und Handwerkerum im Kreise Flatow während der über 400 Jahre dauernden Polenzeit stark und rein gehalten. Die polnischen Grund- und Gutsherren wußten das Können und den Fleiß der Deutschen wohl zu schätzen. Um 1600 holten sie sogar noch mehr Deutsche in das Land, um von ihnen noch weiteres, nutzloses Land ertragreich machen zu lassen. Den Siedlern folgten bald auch Handwerker. In der Hauptsache waren es Pommern, die in unseren Kreis kamen. Sie stärkten nicht nur das Deutschtum und den protestantischen Glauben in unseren Dörfern und Städten, sondern sie gaben dem Ländchen auch ein pommersches Gepräge. Viele Familiennamen geben uns noch heute Auskunft über die Herkunft dieser Siedler, denn die Familiennamen Kallies, Polzin, Reetz, Draheim, Modrow, Raddatz, Sydow und andere sind bei den Flatower Heimattreffen oft vertreten. Trotz des Drucks und der gegnerischen Verordnungen seitens der polnischen Regierung hielten die Deutschen, die immer in geschlossenen Siedlungen wohnten, an Freiheit, deutscher Gemeindeordnung, Sprache und Glauben fest. Die Stadt Flatow hatte seit ihrem fast 600jährigen Bestehen auch immer eine überwiegend deutsche Bevölkerung.

Hatte der Dreißigjährige Krieg (1618—1648) für unsere Heimat keine Not und Verwüstung gebracht, so zeitigte der Schwedisch-Polnische Krieg (1655—1660) derart gründliche Zerstörungen, daß deren Restauration erst 100 Jahre später verwirklicht werden konnten. Das Flatower Schloß wurde damals restlos vernichtet. Die durch den Krieg beim polnischen Volk entfachte Welle religiöser und nationaler Besinnung überschwemmte nun auch die Deutschen und den evangelischen Glauben. Dazu

Die Frühgeschichte unseres Heimatkreises Schlochau

Von Max Teske.

Durch eine Fälschung der geschichtlichen Tatsachen sucht Polen der Welt zu beweisen, daß es sich bei den strittigen deutschen Ostgebieten um die Urheimat des polnischen Volkes handelt.

Es wäre töricht gehandelt, wollten wir diese Behauptung unwidersprochen lassen. Wir müssen sie mit aller Entschiedenheit zurückweisen und widerlegen und in unseren Schulen der deutschen Jugend ein klares Bild über die wahren geschichtlichen Vorgänge in den deutschen Ostgebieten geben. Diesem Zweck sollen meine Ausführungen dienen. Ich beschränke sie auf den geographischen Raum, der im Osten von der Weichsel, im Westen von der Oder und im Süden von Warthe und Netze begrenzt wird, weil in seiner Mitte unser Heimatkreis Schlochau liegt. Seine Frühgeschichte deckt sich mit der Frühgeschichte dieses Raumes.

Meine Ausführungen beginnen mit einer Zeit, die sehr, sehr weit zurückliegt. Was damals geschah, ist nicht durch Urkunden und geschichtliche Aufzeichnungen zu belegen. Nur Bodenfunde bringen Licht in jene vorgeschichtliche Zeit.

Es ist ungefähr 1800 Jahre vor Christi Geburt. Aus Kleinasien kommen illyrische Stämme über den Balkan nach Böhmen und Mähren. Sie dringen in die schlesische Ebene ein, besiedeln die Lausitz und kommen bei ihrem weiteren Vordringen nach Norden bis Stettin und an die Ostseeküste.

Ungefähr 600 Jahre v. Chr. Geb. erliegen sie dem Ansturm der Germanen. Im deutschen Ostraum wohnen nun germanische Stämme. An der ostpommerschen Küste sind es die Rugier, südlich von ihnen an Warthe und Netze die Burgunder und am Unterlauf und in dem Mündungsgebiet der Weichsel die Gepiden und Goten.

Mit Beginn der Völkerwanderung im 4. Jahrhundert n. Chr. wird der deutsche Ostraum siedlungsarm, weil starke germanische Züge meist jüngerer Siedler abwandern, um sich in anderen Gebieten Neuland zu suchen. Die Rugier ziehen nach Süden an die mittlere Donau und obere Theiss und gründen dort um 450 ein Reich. Ungefähr 40 Jahre später werden sie von dem römischen Soldnerführer Odoakar geschlagen. Sie schließen sich den Ostgoten an und folgen ihnen nach Italien. Die Burgunder an Warthe und Netze wandern zum Mittelrhein und später nach Frankreich ab. Zurück bleibt in unserer Heimat ein dünnbesiedeltes Gebiet. Die jüngere Generation ist abgewandert.

Im 6. Jahrhundert oder gar erst zu Beginn des 7. Jahrhunderts sickern in die bevölkerungsdünnen Gebiete der Ostgermanen slawische Stämme ein. Erst jetzt rücken die Slawen in das Licht der Geschichte.

In Ostpommern lassen sich die Pomoranen nieder. Ihr Name ist abgeleitet von Pomorani, d. h. die am Meer Wohnenden. Südlich der Warthe und Netze siedeln die Polanen (Polani = Feldbewohner). Beide slawischen Stämme unterscheiden sich in ihrer Sprache, ihren Sitten und Bräuchen. Die Pomoranen sind allmählich im deutschen Volkstum aufgegangen. Nur ein kleiner Rest hat sich im Raume zwischen Danzig-Konitz-Bütow-Putzig erhalten. Wir kennen sie unter dem Namen Kassuben (Kaschuben). Ihre Zahl wird heute auf 30—40 000 geschätzt. Nachrichten zufolge soll der polnische Staat im Oktober 1951 die Kaschuben in das Gebiet am Bug umgesiedelt haben. Die Polanen haben sich als Volk behauptet. Es sind dies die Polen.

Wir beschäftigen uns im Nachfolgenden mit den Pomoranen, den slawischen Siedlern in Ostpommern. Sie kamen schon frühzeitig mit den skandinavischen Wikingern in Berührung.

Während die Polen bereits das Christentum angenommen hatten, verharren die Pomoranen noch in ihrem alten heidnischen Glauben. Im Jahre 1000 errichtete der deutsche Kaiser Otto III. das Erzbistum Gnesen. Von hier aus sollte das Christentum unter den Pomoranen ausgebreitet werden. Kolberg war als Bistum ausersehen. Jedoch scheiterte dieser Versuch an dem Widerstand der Pomoranen. Auch gegen Eroberungsversuche der Polen wehrten sich die Pomoranen aufs heftigste. An der Netze und Warthe wurden erbitterte Kämpfe ausgetragen.

Zu Beginn des 12. Jahrhunderts spaltete sich das herrschende Fürstengeschlecht der Pomoranen, und es entstanden das Herzogtum Slawien zwischen Peene und Persante mit Kolberg (später Stettin) als Hauptburg und das Herzogtum Pommerellen (Kleinpommern) zwischen Persante und Weichsel mit Danzig als Hauptburg.

Dem polnischen König Boleslaw III. gelang es, den Widerstand der Pomoranen zu brechen. Pommern kam unter polnische Lehnshoheit, was nicht bedeutete, daß es ein Teil des polnischen Staatsgebietes wurde. König Boleslaw beauftragte den deutschen Bischof Otto von Bamberg, die Pomoranen zu christianisieren. Nach zweimaligen Versuchen gelang es dem Bischof im Jahre 1128, die Pomoranen für das Christentum zu gewinnen. Das ist der Beginn der Hinwendung dieses slawischen Volksstammes zur

westeuropäischen Kultur und der engen Bindung an das deutsche Volk. Schon 1181 stellte der Herzog Bogeslaw I. sein Herzogtum unter den Schutz des deutschen Kaisers Friedrich Barbarossa. Und nun begann die Siedlungstätigkeit deutscher Bauern, Ritter und Bürger.

Die deutschen Bauern brachen in den Urwald ein und entrissen ihm ihre Hufen Land in mühsamer Arbeit. Der eiserne Scharenpflug erlaubte ihnen die Bearbeitung schwerer Böden. Die Dreifelderwirtschaft steigerte die Erträge ihres Landes. Diese deutschen Bauern saßen auf eigenem Grund und Boden. Sie zahlten nur geringe Abgaben und lebten in ihren Rodungsdörfern (Hagendörfern) nach deutschem Recht. Viele Ortsnamen mit der Silbe „Hagen“ weisen auf ihre Entstehung durch Rodungsarbeit hin (Greifenhagen, Frankenhagen, Lichtenhagen u. a.).

Neben den Bauern kamen auch zahlreiche westdeutsche Rittergeschlechter in dieses Gebiet. Auf ihren Ländereien siedelten sie deutsche Bauern an, die mit den Pomoranen zu dem deutschen Stamm der Pommern zusammenwuchsen.

In Pommerellen, wo auch unser Kreis Schlochau lag, vollzog sich die deutsche Siedlerstätigkeit zunächst langsamer. Hier herrschte das Fürstengeschlecht, welches von Sambor I. 1180 gegründet worden war. Sambors Sohn Swantopolk, der für die Geschichte Pommerellens bedeutungsvoll ist, Swantopolk hatte sich zwei Ziele gesteckt:

1. Pommerellen von Polen unabhängig zu machen,
2. Pommerellen unter seiner Herrschaft zu einigen.

Der große Gegner seiner Unabhängigkeitsbestrebungen war der polnische Herzog Lestkow. Swantopolk ließ den Herzog in der Burg Nakel 1226 überfallen und töten. Er nannte sich nun Herzog von Pommerellen, um damit zu bekunden, daß er unabhängiger Herrscher in Pommerellen war (1234). Sein erstes Ziel hatte er erreicht.

Swantopolk war ein Förderer des Deutschtums. In Pommerellen entstanden deutsche Herrngüter als Musterwirtschaften, mancherorts wurden auch deutsche Bauerndörfer gegründet und mit deutschem Recht ausgestattet. Pflegestätten deutscher Kultur waren die Zisterzienserklöster Oliva bei Danzig (1170), Peplin bei Dirschau (1255), das Prämonstratenserstift Zuckau an der Radaune (1209) und das Nonnenkloster Zarnowitz bei Putzig (1235).

Seit 1178 bestand bei der Burg Danzig eine deutsche Kaufmannsiedlung, und 1224 wird Danzig deutsches Stadtrecht verliehen.

Swantopolk war seit 1234 Verbündeter des Deutschen Ritterordens und unterstützte diesen im Kampf gegen die heidnischen Preußen. Doch sollte er bald dessen erbitterter Feind werden. Die Gründe dafür waren folgende: Der Vater hatte in seinem Testament Swantopolk nur das Gebiet um Danzig übertragen. Die anderen Gebiete Pommerellens sollten an dessen Brüder Sambor, Wradislaw und Ratibor fallen. Swantopolk aber wollte alleiniger Herrscher Pommerellens sein. Als sein Bruder Wradislaw bald starb, zog er dessen Erbe ein und suchte auch die beiden anderen Brüder zu vertreiben. Diese wandten sich an den Deutschen Ritterorden und baten um dessen Hilfe. Der Landmeister des Ordens trat für die Rechte der jüngeren Brüder ein.

Dem deutschen Ritterorden nahm Swantopolk dieses sehr übel. Schon längst hatte er die wachsende Macht des Ordens als eine Gefahr für sich erkannt. Er verbündete sich mit den Preußen und machte mit ihnen einen bestimmten Tag für den gemeinsamen Angriff aus.

Im Jahre 1242 brach am festgesetzten Tag in Preußen der Aufstand los. Der Orden mußte sich auf die Verteidigung seiner Burgen beschränken, und wer von den deutschen Siedlern sich nicht in die Burgen retten konnte, wurde niedergemacht. Im Kulmerland allein sollen damals 4000 Menschen von den Preußen erschlagen worden sein.

Der verschlagene und listenreiche Swantopolk machte dem Orden viel zu schaffen, indem er die Weichsel durch Stromsperrn blockierte; doch mußte er, nachdem der Orden Nakel erobert hatte, Frieden schließen. Swantopolk übergab den Orden seinen Sohn Mestwin als Geisel. Nunmehr wandte sich der Orden gegen die Preußen. Da brach Swantopolk den Frieden, und fast wäre es ihm gelungen, die Burg Elbing zu überrumpeln. Die Feindseligkeiten dauerten jahrelang. Ordensheere durchzogen Pommerellen. Erst 1248 — sechs Jahre nach Ausbruch des Aufstandes — schloß Swantopolk mit dem deutschen Ritterorden Frieden. Er hatte Pommerellen von Polen unabhängig gemacht, aber die Einigung des Landes nicht erreicht.

Sein Sohn Mestwin setzte die Bemühungen des Vaters in dieser Richtung fort. Verhängnisvoll für unsere Heimat waren

kam, daß von 1709—1713 in Flatow der „Schwarze Tod“, die Pest herrschte. Der Seuche fielen fast 1500 Menschen in der Stadt zum Opfer. Das Dorf Wonzow starb bis auf einen Knaben vollständig aus. Als dann im Jahre 1717 der Warschauer Reichstag verkündete, daß alle evangelischen Kirchen zerstört werden sollten, stellte sich der polnische Grundherr in Flatow schützend vor seine Untergebenen. Er hatte erkannt, daß diese Maßnahme hauptsächlich seine von ihm geschätzten deutschen Untertanen betraf. Trotzdem wurde die evangelische Gemeinde in Flatow gezwungen, ihre Kirche selbst abzureißen. Altar, Kanzel, Kirchengesetz und Urkunden wurden bei Nacht und Nebel über die nahe Grenze nach Pommern (Flederborn) geschafft, und der Pfarrer mußte die Stadt verlassen. Dem polnischen Grundherrn aber wurde in Warschau der Pozeß gemacht, weil er als „Beschützer der Ketzer“ verklagt worden war.

Unduldsamkeit und Gewissenszwang nahmen zu, und es berührt uns heute gar nicht so fremd, wenn damals deutsche Bauern in ihrer Not das Land verließen, als Friedrich II. 1754 bis 1756 das Warthe- und Oderbruch kultivierte, um dort eine neue Existenz zu finden. Wenn auch die polnische Zeit für unseren Kreis und seine Menschen viel Leid und Not gebracht hatte, so hatte sich der Deutsche doch glänzend bewährt und ist fest geblieben.

Im September 1772 kam das Flatower Land durch die 1. polnische Teilung an Preußen. Es war ein Tag der Freude, als eine Schwadron Ziethenscher Husaren die Stadt für Preußen in Besitz nahm. Mit einem befreienden Aufatmen wurde die Übernahme der Herrschaft durch Friedrich II. begrüßt. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß antipreußische Elemente die neuen Wappenschilder und Verfügungen an den öffentlichen Gebäuden heimlich wieder abrisen. Weit über 50 Prozent der Gesamt-Bevölkerung des Kreises waren damals trotz 423 Jahre polnischer Herrschaft deutsch. Mehr als 4 Jahrhunderte Fremdherrschaft hatten das unvergängliche Recht deutschen Volkstums, den deutschen Charakter des Landes und die Erfolge deutscher Arbeit nicht mindern können. Als im Frieden zu Tilsit große Teile des Netzedistrikts durch Machtspruch Napoleons wieder verloren gingen, blieb der Flatower Bezirk als neuer Kreis bei Preußen und wurde 1815 dann der Provinz Westpreußen angegliedert. Die jahrhundertealte Grundherrschaft Flatow, zu der die Stadt und 25 umliegende Dörfer gehörten, gelangte im Jahre 1820 durch Kauf in den Besitz des Hauses Hohenzollern, deren Mitglieder den Kreis wiederholt durch großzügige Stiftungen gefördert haben. Besonders in den Jahren 1823—1827 wurden zur Beseitigung von Kriegsschäden und den Folgen einer allgemeinen Agrarkrise viele neue Dörfer auf dem Boden der Grundherrschaft gegründet. Seit seiner Zugehörigkeit zum preußischen Staat hat sich das Ländchen stetig aufwärtsentwickelt. Wie viele ostpommersche Kreise, hatte auch der Flatower Kreis eine überwiegend landwirtschaftliche Struktur, denn mehr als zwei Drittel der Bevölkerung waren in der Land- und Forstwirtschaft tätig. Nach dem Bau der Ostbahn, die am 15. Januar 1871 unsere Heimat auch verkehrsmäßig an die große Welt angeschlossen, wurde der Kreis immer mehr ein wichtiger Produzent von Agrarprodukten für die Reichshauptstadt Berlin.

Am 10. 1. 1920 schlug dann wieder eine Schicksalsstunde für das Flatower Land. Der Versailler Vertrag trat in Kraft, und damit wurde der Ostteil des Kreises mit den Städten Vandsburg, Zempelburg und Kammin ohne Abstimmung dem polnischen Staat einverleibt. In dem entrissenen Teil lebten 30 516 Menschen, wovon nur 8600 Polen waren. Von den rund 40 000 Einwohnern des Restkreises waren nur 12 Prozent polnisch. Ich erwähne diese Zahlen bewußt und ohne Scheu, denn sie sind ein Beweis dafür, daß der polnische Bevölkerungsteil seit 1772 in keiner Weise eingeschränkt oder gar germanisiert worden war. Er konnte frei und ohne Zwang dort leben und sich zu seinem Volkstum bekennen. Nach 1920 gestattete die Minderheitengesetzgebung des Deutschen Reiches diesen Staatsbürgern polnische Schulen, Vereine und alle Freiheiten für ihr Volkstum. Auf der anderen Seite aber sahen die Großpolen im Kreise Flatow eine geeignete Einbruchsstelle für ihre Gedanken. Mit wirtschaftlichen Hilfsmaßnahmen, religiösen Druckmitteln, Genossenschaften, Banken und mit einer modernen Propaganda pumpten sie beträchtliche Mittel in den Kreis. Die Tatsache, daß der damalige Führer aller Exilpolen, der katholische Geistliche Dr. Domanski im Kreise Flatow wirkte, machte die Schlagkraft dieser nationalpolnischen Bestrebungen noch größer. Den arbeitsamen, ruhigen deutschen und polnischen Menschen unserer Heimat aber lagen diese Dinge gar nicht. So blieben diese Versuche ohne tiefen Erfolg, da sich die meisten Polen bereits dem deutschen Kultur- und Lebenskreis angeschlossen hatten.

Im Jahre 1938 kam der Kreis im Zuge einer verwaltungsmäßigen Umorganisation nach jahrhundertlangem, wechselvollen



Der Wonzower Weg
bei Schwente
im Frühling

Schicksal wieder zu Pommern, aber schon 7 Jahre später raste die Kriegesfurie noch verheerender über die Heimatlande. Es war ein besonderer Gedanke, Flatow von polnischen Divisionen „befreien“ zu lassen. Ich kann es mir ersparen, über die damaligen Ereignisse zu sprechen. Eine Tatsache muß ich aber erwähnen, da sie ganz schlicht und so unerhört überzeugend die Wahrheit über den „polnischen Kreis Zlotowo“ beweist. Bis auf wenige Ausnahmen haben die alten Flatower Polen vor und nach dem Einmarsch 1945 die Heimat verlassen und sind nach Deutschland gegangen. Das ist eine freie, demokratische Abstimmung.

Noch immer bleibt der Eiserne Vorhang über die Wälder, Seen, Fluren, Dörfer und Städte des Heimatkreises Flatow gesenkt. Immer ist das Land im Laufe der Geschichte ein Durchzugs-, Übergangs- und Kolonisationsgebiet gewesen, es war ein Gebiet der Völkerbegegnungen. Über alle staatlichen und völkischen Gegensätze hinweg aber hatte das Ländchen die große Aufgabe, Vorfeld des Abendlandes gegen den ostslawisch-asiatischen Raum zu sein. Das war eine wahrhaft große Aufgabe, und sie besteht auch heute noch. Mögen Deutsche und Polen sich recht bald in dieser Verpflichtung wieder zusammenfinden.

Still, unbeachtet, zuweilen auch mißachtet haben die Menschen des Flatower Ländchens ihre geschichtliche Aufgabe erfüllt, ohne vielleicht zu wissen, wie wichtig dieser Auftrag war. Zu allen Zeiten haben sie es mehr mit dem Herzen gespürt als mit dem Verstand erfaßt, welche Mission ihnen im Laufe der Jahrhunderte die Mächtigen der Erde und der Allmächtige zugedacht hatten.

Heute, wo wir als Vertriebene gewissermaßen von außen auf unseren angestammten Heimatraum blicken, heute erfassen wir das schicksalhafte Verbundensein mit dem Flatower Land mit all unsern Sinnen, und wir sind stolz auf die alte, liebe Heimat und ihre Menschen.

Die Flatower in Berlin

Bereits eine Woche nach Pfingsten wird der Flatower Heimatkreis sich wieder auf dem großen Pommerntag in Berlin wiederfinden. Im großen Saal der Gaststätte „Neue Welt“ in der Hasenheide werden die grenzmärkischen Heimatkreise versammelt sein. Lieber Besuch aus der Bundesrepublik hat sich bereits angekündigt, und wir würden uns sehr freuen, wenn noch mehr Landsleute zu uns kommen würden.

In einer einmütigen Entschliebung bekannte der Berliner Heimatkreis sich in unabdingbarer Liebe und Treue zur alten Heimat. Bei aller Sehnsucht nach der verlorenen Heimat aber lehnen wir eine gewaltsame Lösung des Oder-Neiße-Problems ab. Wir haben die unbarmherzige Härte eines furchtbaren Krieges am eigenen Leibe gespürt und würden auf keinen Fall anderen ein gleiches Schicksal bereiten helfen oder wünschen.

Unsere nächsten Heimattreffen in Berlin:

1. Am 16. Juni, ab 14 Uhr „Neue Welt“, Hasenheide.
2. Am 14. Juli, ab 15 Uhr, Café Bettin, Berlin-Wilmersdorf, Hohenzollerndamm 29.
3. Am 8. September, ab 15 Uhr, Café Bettin, Wolfgang Bahr.

die Mittel, die er in diesem Kampfe anwandte. Nämlich Mestwin sah sich nach Bundesgenossen um, und da er keine Kinder hatte, fand er diese Bundesgenossen leicht, indem er mit ihnen Erbverträge schloß.

Zuerst stellte er die Erbfolge dem Fürsten von Rügen in Aussicht. Wenig Jahre später dem Markgrafen von Brandenburg, dann dem Herzog Przemislaus von Großpolen, dann wieder dem Herzog Wladislaw von Kujawien.

Im Jahre 1295 starb Mestwin II., und nun traten diese Anwärter auf die Erbfolge nacheinander auf den Plan und lösten sich in der Herrschaft über Pommerellen in rascher Folge ab.

1. Zuerst gewann Herzog Przemislaus das Land. Er wurde aber schon ein Jahr später (1296) ermordet.
2. Hierauf trat Wladislaw Lokietek das Erbe an, er mußte aber schon fünf Jahre später 1301 dem Böhmerkönig Wenzel II. weichen.
3. König Wenzel II. von Böhmen war mit Rita, der Tochter des ermordeten Herzogs Przemislaus verheiratet. Dieser hatte kurz vor seinem Tode der Tochter Pommerellen vererbt.
4. König Wenzel II. starb aber schon nach zwei Jahren, und sein Sohn und Erbe Wenzel III. tauschte 1305 Pommerellen für Meissen mit dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg.
5. Nach dem Tode Waldemars riefen die Großen Pommerellens Wladislaw Lokietek zum Herzog aus. Der neue Markgraf von Brandenburg war nicht gewillt, das durch Tausch erworbene Land aufzugeben. Wladislaw Lokietek verlor das ganze Land bis auf die Burg Danzig.

Sein Hauptmann Bogussa war in der Burg eingeschlossen und bat den Herzog dringend um Hilfe, doch der Herzog vermochte ihm keine zu gewähren und riet ihm, den Deutschen Ritterorden anzurufen. Dieses geschah dann auch, und der Ritterorden vertrieb die Brandenburger aus Pommerellen.

Der Deutsche Ritterorden forderte für seine Hilfe, die er dem Herzog Wladislaw Lokietek gewährt hatte, 10000 Mark Silber als Kriegskosten. Der Herzog wollte diese Summe nicht zahlen und war wohl dazu auch gar nicht imstande. Darauf besetzte der Orden ganz Pommerellen. Es sollte bis zur Zahlung der 10000 M Kriegskosten Pfand des Ordens bleiben.

Rein rechtlich gesehen, hatte Polen keinen Anspruch auf dieses Gebiet, wohl aber Brandenburg auf Grund bestehender Erbverträge. Im Verträge von Soldin im Jahre 1310 kaufte der Orden den Brandenburgern ihre Ansprüche auf Pommerellen für 10000 M Silber ab, damit hatte er Pommerellen rechtmäßig erworben.

Für den Ordensstaat war diese Maßnahme eine Existenzfrage, denn längst hatte er erkannt, daß sich das aufstrebende Polen mit diesem schmalen Korridor nicht begnügen würde, sondern nach dem Besitz des ganzen Ordenslandes streben würde.

Polen aber betrachtete die Besitznahme Pommerellens durch den Orden als Raub polnischen Gutes und wurde ein erbitterter Feind des Ordens.

Der polnische Herzog Wladislaw Lokietek fühlte sich zu schwach, um etwas gegen den Orden zu unternehmen. Er wandte sich an den Hl. Stuhl und erreichte, daß gegen den Orden der Prozeß eröffnet wurde. Die drei eingesetzten Richter und die 25 geladenen Zeugen waren alle Polen. So konnte es nicht anders kommen, als daß der Ordens verurteilt wurde, Pommerellen herauszugeben und dem Herzog 30000 M Silber Schadenersatz zu zahlen. Doch wurde dieses Urteil wieder kassiert wegen schwerer Prozeßfehler.

Nun entschloß sich Wladislaw zu offenen Angriff. Als im Winter 1329 das Ordensheer in Litauen stand, fiel er in das Kulmer Land ein. Der Krieg dauerte mehrere Jahre und verlief für Polen erfolglos. Er endete erst, als Wladislaw starb. Sein Sohn und Nachfolger Kasimir widmete sich mehr der friedlichen Entwicklung und suchte Polen auf Kosten Rußlands nach Osten auszudehnen.

Die Großen des Landes — der Erzbischof von Kujawien und die polnischen Magnaten — hatten in Pommerellen Grundbesitz und fürchteten, diesen zu verlieren. Sie wandten sich noch einmal an den Hl. Stuhl und erreichten die Wiederaufnahme des Prozesses. Die Verhandlung fand dieses Mal in Warschau statt. 126 Zeugen waren geladen, alles Polen, keiner von der Gegenpartei. Im Jahre 1339 wurde der Orden, wie es nicht anders zu erwarten war, verurteilt, Pommerellen herauszugeben und an Polen einen großen Schadenersatz zu leisten (194000 Mark Silber). Auch dieses Urteil ließ der Papst wegen schwerer Formfehler kassieren. Der Papst riet König Kasimir zu einem friedlichen Ausgleich mit dem Orden.

In langen Verhandlungen einigten sich dann die Streitenden auf den Schiedsspruch der Könige von Böhmen und Ungarn, und am 8. Juli 1343 wurde der berühmte Friedensvertrag zu Kalisch unterzeichnet. Nach diesem Friedensvertrag wurde Pom-

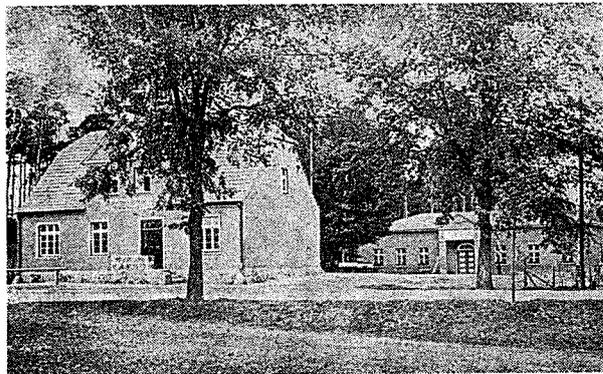
merellen dem Deutschen Ritterorden zugesprochen. Da der Kampf hauptsächlich von den polnischen Magnaten herbeigeführt worden war, bestand der Orden darauf, daß diese Magnaten den Vertrag mitunterzeichneten, ebenso die Vertreter der drei größten Städte Polens: Krakau, Sandomir und Sandez.

König Kasimir von Polen und die polnischen Stände erkannten feierlich für alle Zeiten das Recht des Deutschen Ordens auf Pommerellen an.

Pommern und Pommerellen, ein altes Siedlungsgebiet ostgermanischer Stämme, sind in diesem Werdegang ein deutsches Land geworden. Reste germanischer Urbevölkerung, Slaven und deutsche Siedler verschmolzen zu einem Volke — einem deutschen Volke —.

Nur eine verlogene Geschichtsschreibung kann behaupten, daß es sich hier um ein urpolnisches Gebiet handelt.

Inmitten dieses Raumes liegt unser Heimatkreis Schlochau, dem unser Pfingsttreffen 1957 in Northeim gilt.



Linde, Schützenhaus Sandkrug

Unser Sandkrug bei Linde
von Eva Boese, geb. Duskau

Wer erinnert sich jetzt, wo die Sommerzeit näherrückt, nicht gern an unseren lieben, alten Sandkrug bei Linde? Feierten wir doch gerade in dieser Jahreszeit dort draußen die meisten Feste. Allein schon der Anmarsch nach dort, über die Bahnstrecke, an den letzten Häusern vorbei und dann durch den Wald — mit einer richtigen Musikkapelle vorneweg — erhöhte die Vorfreude auf das Fest.

Die Volksschule feierte jeden Sommer dort ihr Kinderfest bei strahlendem Sonnenschein. Ich kann mich jedenfalls nicht erinnern, daß es jemals an diesem Tage geregnet hätte. Mittags wanderten wir klassenweise, die Mädchen in weißen Kleidern und Kornblumenkränzen im Haar, jede ihren blumengeschmückten Fackelstock in der Hand, mit Musik und Liedern hinaus. Auf dem Festplatz angekommen, entwickelte sich bald ein fröhliches Treiben. Die einzelnen Klassen führten unter der Leitung ihrer Lehrer ihre schon wochenlang vorher eingeübten Spiele auf. Nur einge davon will ich nennen: Dornröschen war ein schönes Kind, „Schornsteinfeger ging spazieren.“ „Es war einmal ein kleiner Mann, der nahm sich eine große Frau . . .“ Ein Bauernmädchen ging durch die Stadt . . . „Wenn der Pott nu aber ein Loch hat?“ Dann gab es auch noch Wettspiele: Sackhüpfen, Eierlaufen, Würstchengeln, Topf-schlagen und andere.

Inzwischen waren dann die aufgebauten Tische gedeckt worden, und alles fiel heißhungrig über Kaffee und Kuchen her. Danach gingen die Spiele weiter. Gegen Abend spielte die Kapelle im Schützenaal zum Tanz auf. Die Kinder versuchten dann auch schon mitzuspringen, bis alles zum Aufbruch zusammengerufen wurde. Hauptlehrer Schmidt hielt zum Abschluß noch eine Ansprache und wir sangen gemeinsam das Lied „Num danket alle Gott“.

Dann kam der schönste Teil des Kinderfestes: der Heimweg mit unseren Fackeln unter dem Sternenhimmel. Nachdem glücklich alle Fackeln angezündet waren und wir in Reih und Glied standen, zogen wir fröhlich und noch gar nicht müde heimwärts. Wohl ging mal eine Fackel in Flammen auf, aber die Tränen darüber versiegten bald wieder. Der lange Zug mit den vielen bunten bewegten Lichtern sah doch zu schön aus. Der herrliche Tag war viel zu schnell vergangen und wir konnten noch lange nicht einschlafen. (Ein zweiter Bericht folgt)

Die Juli-Ausgabe des Kreisblattes erscheint bereits am 10. Juli. Um Einsendung aller Nachrichten bis zum 30. Juni wird herzlich gebeten.

Nachrichten aus der Heimat

In den letzten Monaten sind mehrere Landsleute aus Westdeutschland in unserer alten Heimat gewesen. Die Reisen sind — wenn sie auch beschwerlich waren — stets glatt verlaufen. Man durfte verschiedene Waren zollfrei mitnehmen. In der Liste dieser Waren sind unter anderem aufgeführt: 1 Armbanduhr, 1 Wecker, 1 Liter Schnaps, Zigarren und Zigaretten. Für eine Armbanduhr bekommt man z. B. 1500 Zloty, das sind umgerechnet in DM = 1500 DM. Die polnischen Bahnbeamten sind sehr zuvorkommend und sprechen zum größten Teil auch deutsch, so daß man sich mit ihnen unterhalten kann.

Jeder Westdeutsche, der Schlochau sieht, ist sehr erschrocken über den Zustand der Stadt. Vom Neumarkt bis zum katholischen Pfarrhaus stehen nur wenige Häuser. Auf der Marktseite an der katholischen Kirche bis hinter Kaufmann Kriesel steht nur ein Haus. Soldins Haus steht. Nun aber das Schlimmste: Vom Preußenhof (einschließlich) über die Weilesche Ecke bis zur Gastwirtschaft Wolffrom hat man alle Trümmer beseitigt. Aus diesem ganzen Gebäudekomplex ist eine Grünanlage geworden. Es sieht so aus, als hätten dort niemals Häuser gestanden. In dieser großen Grünanlage sind Bänke aufgestellt. Ebenfalls ist Burtzlauffs Ecke völlig aufgeräumt. Im Kreiskrankenhaus, das wieder völlig intakt ist, arbeiten Franziskanerinnen; die ärztliche Versorgung der Bevölkerung hat sich gebessert. Von einem Aufbau Schlochau ist nichts zu merken. Dagegen wird in Konitz schon gebaut. In Schlochau findet kein evangelischer Gottesdienst statt. Die Strecke Rummelsburg—Reinfeld—Prechlau—Schlochau—Konitz wird täglich von drei Zugpaaren befahren. In Hammerstein befindet sich die polnische Garnison, während in Neustettin russisches Militär liegt.

In dem Gebiet, das begrenzt wird von den Ortschaften Schlochau—Stegers—Flötenstein—Prechlau—Konarczyn soll es nur eine Gastwirtschaft geben. An Lohntagen wird kein Bier ausgeschenkt. Das Bier soll scheußlich schmecken. Sonst wird Bier aber in riesigen Mengen verkauft. Die Rationierung aller Bedarfsartikel ist aufgehoben worden. Es gibt alles frei zu kaufen, aber die wenigen Schaufenster sind leer. Fleisch wird nur einmal in der Woche verkauft. Konfektion ist im Material schlecht und zu teuer. Ein alter Eisenbahner, der bereits zu Kaiser Wilhelms Zeiten eine der Strecken befuhr, erklärte, daß er sich damals für sein Monatsgehalt drei Anzüge hätte kaufen können, heute unter »Polonia« könnte er dafür nur ein paar Schuhe (600 Zloty) kaufen. Deutsche Fahrräder sieht man in den staatlichen Läden. Sie kosten tausend Zloty. Aber so billig sind sie nur für Bauern, die ihr Schweineablieferungssoll erfüllen. Für alle anderen Interessenten kostet ein Fahrrad 2000 Zloty (2000 DM).

In Prechlau gibt es sogar ein Taxi. Es ist ein alter Hanomag. Für die Entfernung von Prechlau bis nach Konitz (36 km) benötigt er 1½ Stunden Fahrzeit. So braust er im 25 km-Tempo dahin. Unserm Reisenden sind auf dieser Fahrt zwei Fahrzeuge, nämlich ein Auto und ein Trecker begegnet. Alle Staatsgüter sind mit Zugmaschinen ausgestattet. Die einzelnen Bauern, die im Durchschnitt 40 Morgen Land zur Verfügung gestellt bekommen haben, haben es nicht so leicht. Der Mangel an Werkzeug und an einfachsten Dingen des täglichen Lebens macht sich bei ihnen sehr bemerkbar. Es ist dabei interessant, zu erfahren, daß die Bauern Prämien für ein besonders hohes Ablieferungssoll erhalten. So z. B. hat im Prechlauer Gebiet ein Bauer ein nagelneues Motorrad erhalten, weil er stets seine Ablieferungsverpflichtungen erfüllte.

Prechlau hat jetzt eine Einwohnerzahl von 1500 Seelen, das ist die Hälfte seiner früheren Bewohnerzahl. Es sind noch eine ganze Reihe von Deutschen dort. Fast alle hatten sich zur Aussiedlung nach Westdeutschland gemeldet. Der letzte Transport ging 1949. Seitdem ist eine ganze Anzahl von Deutschen verstorben, die anderen warten immer noch. Es fühlt sich niemand wohl dort. Nur sehr wenige Evangelische gibt es noch in Prechlau. Seelsorgerisch werden sie nicht betreut. Die evangelische Kirche steht leer. Niemand kümmert sich um diese Menschen.

Die meisten Höfe in und um Prechlau sind in den Besitz von Polen übergegangen, die aus dem Gebiet am Bug, welches sich Rußland einverleibte, ausgesiedelt sind. Sie fühlen sich in ihrer neuen Heimat selbst als Vertriebene und möchten lieber heute als morgen in ihre Heimat zurück. Alle Häuser sehen sehr verwohnt aus, Baumaterialien sind knapp, mehr als knapp. Viele Häuser in Prechlau sind vom Erdboden verschwunden. Man sieht keine Ruinen, alles ist eingeebnet. Früher gab es in dem reichen Prechlau allein neun (!) Lebensmittelgeschäfte. Heute dagegen gibt es nur zwei staatliche Läden. Der eine führt Eisen- und Haushaltswaren. Er befindet sich im Gillmeisterschen Grundstück.

Der zweite Laden führt Lebensmittel, Schuhe und Konfektion. Nun sind Lebensmittel nicht immer regelmäßig zu haben. Manchmal gibt es z. B. Salzheringe eimerweise, dann wieder für ein halbes Jahr gar keine. Auch ein Kino gibt es in Prechlau.

Wie verhalten sich nun die Polen den westdeutschen Besuchern gegenüber? Ein Gefühl des Hasses besteht überhaupt nicht.

Man hört fast nur polnische Laute in den Straßen. Und das ist das Beklemmende, daß man sich in seiner eigenen Heimat als Fremder fühlt. Fragt man dann einen der Polen, was er tun würde, wenn die Deutschen wiederkämen, so antwortet er weiter nichts als »hierbleiben«. Sie alle haben so das Gefühl, als ob die Deutschen wiederkämen. (Wann marschieren die deutschen Soldaten wieder?, so fragte ein Pole den westdeutschen Besucher!)

Ja, der Wald um Prechlau! Viel davon steht nicht mehr. Es wird sehr viel Holz geschlagen. Die Sägewerke — auch das von Böltzer — existieren nicht mehr. Man spricht davon, daß das Holz in Richtung Hammerstein transportiert wird. Wohin es dann weiter befördert wird? Vielleicht nach Westdeutschland? Man weiß es nicht.

Das Land um Prechlau ist bestellt. Sie hatten eine gute Ernte. Das besagt aber nicht, daß es überall so ist. Darüber wird noch zu reden oder zu schreiben sein. Im Winter haben sie tüchtig gefroren. Kohlen? Ja Kohlen, die bekommen nur diejenigen Bauern, die Schweine abliefern. Alle anderen Haushalte erhalten Holzscheine. Wenn man krank wird, geht man in Prechlau zum polnischen Arzt. Ihm assistiert eine Krankenschwester. Praktischer Arzt und Tierarzt — beide sind Angestellte des Staates. Ob dies besser ist, Genosse Doktor?

Frau Malermeister Jordan feierte in Prechlau ihren 75. Geburtstag. Sie hatte viel Besuch an diesem hohen Tage. Und am 6. Juni dieses Jahres wird der Prechlauer katholische Geistliche, Herr Pfarrer Grzeszkiewicz — er blieb in der alten Heimat — 80 Jahre alt. Viele seiner Pfarrkinder werden an diesem Tage seiner gedenken.

Und nun noch ein guter Rat: Wer seinen Landsleuten in der alten Heimat ein Paket sendet, sollte vorher in einem Brief eine Liste derjenigen Dinge aufstellen, die in dem Paket enthalten sind. Dann kann der Empfänger schon vorher den Inhalt »verkaufen«, um dann, wenn das Paket eintrifft, auch den hohen Zoll bezahlen zu können. (Forts. folgt)

Der bekannte und beliebte Preußisch-Friedländer Arzt, Dr. Zmudzinski, traf mit einem der letzten Transporte, die aus unseren deutschen Ostgebieten kamen, bei seinen Angehörigen in Westberlin ein. Mit den nachstehenden herzlichen Worten, denen wir gern Raum geben, begrüßt er alle Landsleute:

Berlin, den 20. Mai 1957

All' Ihr Lieben aus der Heimat!

Zwölf Jahre habe ich vergeblich auf Euch gewartet, auf Eure Rückkehr in Eure Heimat, die Euch nach Recht und Gerechtigkeit zusteht.

Zwölf lange, schwere Jahre ließ die Heimat, die nun keine Heimat mehr sein durfte, mich, den deutschen Arzt nicht los.

So blieb weiter nichts übrig, als sein Schicksal zu tragen, seine Mission zu erfüllen ohne Feigheit, ohne Verzagen. Ich kann in Zuversicht es dem Urteil der Deutschen in Stadt und Land Preußisch-Friedland und der polnischen Bevölkerung überlassen, ob ich als deutscher Arzt meine Mission bestanden habe oder nicht. Ich schied von der Heimat nicht ohne Anerkennung, nicht ohne Anteilnahme, nicht ohne Bedauern. 47 Jahre und 2 Monate war ich Arzt in Preußisch-Friedland, fast 5 Jahrzehnte! Ich ließ zurück Haus und Hof und Garten, wie die meisten von Euch vor Jahren. Ich ließ zurück die Grabhügel Eurer und unserer lieben Toten. Am schwersten war mir der Abschied von dem Grabe meiner lieben Frau.

Langsam fange ich an, mich seelisch wieder aufzurichten. Noch hapert es bei meinen 74 Jahren.

Ich bin mit meiner Tochter Elisabeth Krensel und ihren beiden Jungen (12 und 14 Jahre) bei meinem Bruder Dr. Max Hinz in Berlin-Borsigwalde, Ernststraße 27, einstweilen gut untergebracht. Vielleicht gelingt es mir noch, zu einer eigenen Wohnung oder gar zu einem eigenen Heim zu kommen. Ja, ich komme etwas spät. Aber ein guter Kapitän auf einem sinkenden Schiff muß erst versuchen zu retten, was noch zu retten ist.

Zum Pfingsttreffen der Preußisch-Friedländer in Northeim komme ich bestimmt. Auf die Freude habe ich schon lange gewartet.

Ich grüße Euch alle, meine lieben deutschen Landsleute

in Treue stets
Euer alter Dr. Z m u d z i n s k i

Aussiedler

Johannes Zuther (geb. 3. 5. 19) aus Flötenstein fuhr zu Anna Dahlke in Baal, Kreis Erkelenz, Hackeberg 18.

Frl. Anna Kanthak (geb. 26. 1. 17) aus Steinfurt, Kreis Schlochau fuhr zum Bruder Alfons Kanthak in Petershagen, Kr. Minden, Westf., Berggring 55.

Gustav Sternberg (geb. 18. 5. 80) und Frau Alwine, geb. Warnke (geb. 13. 10. 85) aus Neuguth, Kr. Schlochau führen zum Sohn Kurt Sternberg in Hippede Nr. 76 über Hannover.

Herzlich willkommen, liebe Landsleute in Westdeutschland!

Die Volksschulen des Kreises Schlochau

von Max Teske

Im Westen vertritt man die Ansicht, Lehrer und Schulen wären hier aufgeschlossener und fortschrittlicher als in unserer ostdeutschen Heimat.

Wer so etwas behauptet, kennt nicht den deutschen Osten, nicht seine Lehrer und Schulen. Letztere spielten im kulturellen Leben unseres Heimatkreises eine recht gewichtige Rolle, ja in vielen Dörfern waren sie gewissermaßen der kulturelle Mittelpunkt des Ortes, besonders in den Jahren vor 1933. Später wurde diese Tätigkeit durch die HJ oftmals behindert und gehemmt.

Jede Schule unseres Kreises war mit einer gediegenen Schülerbücherei und einer zusätzlichen Volksbücherei ausgestattet. Diese Büchereien waren nach dem ersten Weltkrieg von der Zentrale der Grenzmarkbücherei in Schneidemühl eingerichtet worden. Sie wurden durch bereitgestellte Mittel der Regierung, des Kreises und der Gemeinden ständig weiter ausgebaut, so daß sie 1945 über einen beachtlichen Bücherbestand verfügten. Besondere Verdienste um den Aufbau der Büchereien gebühren dem Leiter der Zentrale, Herrn Dr. Kock.

Fast alle Schulen — auch die kleinsten — besaßen ein Schmalfilmgerät. Sie hatten Verdunklungsvorrichtungen und viele verfügten über Projektionsgeräte und einen eigenen Grundstock von Diasbildern und Filmstreifen. Schmalfilme lieferte die Kreisbildstelle.

Überrascht wäre mancher aus dem Westen gewesen, hätte er in unseren Schulen die vielen physikalischen Geräte für den Unterricht in der Naturlehre gesehen.

Meine Schule wurde im Jahre 1936 mit Tischen und Stühlen ausgestattet, und auch in vielen anderen Schulen des Kreises verschwanden nach und nach die herkömmlichen Bänke und machten Tischen und Stühlen Platz.

Turnen, Sport und Schwimmen hatten in unseren Schulen eine gute Pflegestätte. In Fortbildungslehrgängen an der Hochschule für Leibesübungen in Spandau und nach 1933 auch an der Reichsschule in Strelitz wurden die Lehrer laufend geschult. In meiner Schule wurde selten ein Junge oder Mädchen entlassen, die Nichtschwimmer waren. Die deutschen Jugendwettkämpfe wurden alljährlich bezirksweise durchgeführt, und unvergeßlich werden einem jeden die Kreisjugendfeste in Schlochau vor 1933 bleiben. Der Schlochauer Sportplatz mit seiner Sporthalle hatte am Buchenwäldchen und dem See eine herrliche Lage, und daneben lag das große Freibad, „die Schlochauer Badeanstalt“.

Allmonatlich hatten die Schulen ihren Wandertag, der die Jugend in die schönen Wälder und verträumten Seen unserer Heimat führte. Sogar mehrtägige Wanderungen wurden von manchen Schulen durchgeführt. Einmal bin ich von Dt.-Briesen aus mit meinen Schülern und Schülerinnen eine ganze Woche unterwegs gewesen.

Alljährlich veranstalteten die Schulen im Sommer Schulfeste, die wahre Volksfeste waren. In den Wintermonaten fanden Heimatabende statt, in deren Mittelpunkt abwechselnd das deutsche Märchen, das Volkslied, Heimatbräuche o. ä. Themen standen.

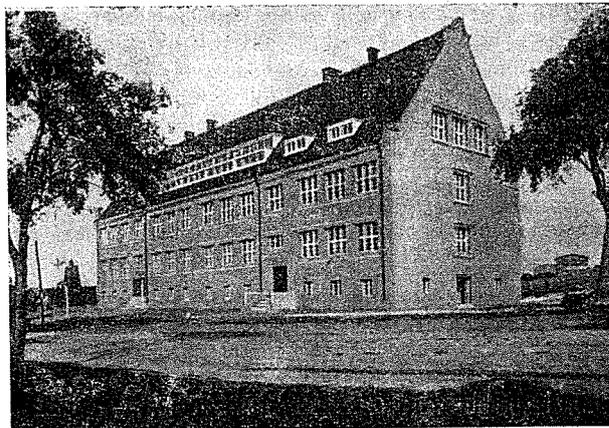
Auch die schulentlassene Jugend blieb weiterhin mit der Schule in Verbindung. Fast jedes Dorf hatte seine ländliche Berufsschule — sowohl für Jungen und Mädchen — und in vielen Gemeinden hatten die Mädchen ihre Lehrküche.

Der Volkstanz erfreute sich besonderer Pflege, und gern denke ich an unsere zahlenmäßig große Volkstanzgruppe in Pollnitz zurück.

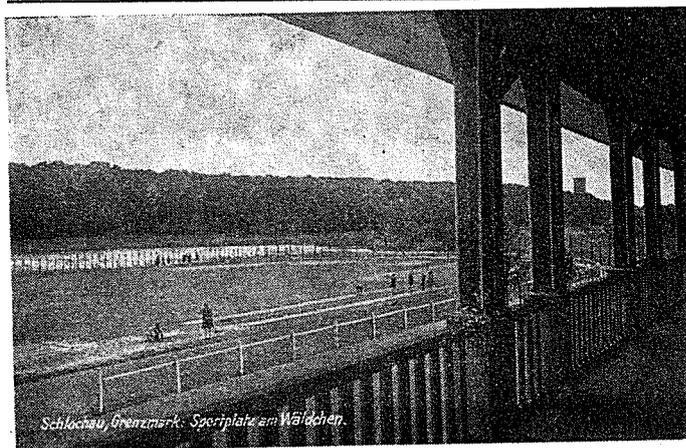
Unser Heimatkreis hatte 97 Volksschulen, die zwei Schulaufsichtskreisen unterstellt waren. Dem Aufsichtsbezirk Schlochau unterstanden 62 Schulen und dem Aufsichtsbezirk Pr.-Friedland 35, wozu noch 13 Schulen des Nachbarkreises Flatow gehörten. Die 97 Volksschulen umfaßten 327 Klassenräume und wurden im Jahre 1928 von 4210 Jungen und 4058 Mädchen besucht. Diese Schülerzahl ist bis 1945 bedeutend gestiegen. Die kinderreiche Familie war in unserem Heimatkreis die vorherrschende. So betrug in Dt.-Briesen, dem letzten Ort meiner Tätigkeit die Zahl der schulpflichtigen Kinder 20 Prozent der Einwohnerzahl. Ähnlich war es in den meisten Dörfern des Kreises.

Im Jahre 1928 unterrichteten an den Volksschulen des Kreises 194 Lehrer und 11 Lehrerinnen. Ihre Zahl war 1945 etwas größer. Viele von ihnen sind heute nicht mehr am Leben, sie sind gestorben, im Kriege gefallen, verschleppt oder ermordet.

Ich arbeite an einer umfassenden Zusammenstellung, die bald abgeschlossen ist, sie wird zu gegebener Zeit in unserem Kreisblatt erscheinen.



Baldenburg. Die Volksschule. Links im Bild die historische Mühle, in der die Jugendherberge untergebracht war.



Schlochau. Blick von der Tribüne auf den Leichtathletikplatz mit der Aschenbahn. Im Hintergrund die Kleine Lanke, das Wäldchen und der Burgturm.



Preclau. Ringelreihen auf der Wiese zwischen Seestraße und See.

Die Baldenburger in Berlin

Zu unserem diesjährigen Heimattreffen in Berlin, das unter dem Motto „Ein Wiedersehen von Einst und Jetzt“ steht, laden wir alle Landsleute aus Baldenburg und Umgebung, die in Westdeutschland ihren Wohnsitz haben, herzlich ein.

Das Treffen findet am Sonntag, dem 7. Juli in Westberlin im Restaurant Hochschul-Brauerei, Seestraße — Ecke Amrumer-Straße statt. Beginn: 10 Uhr vormittags.

Fahrverbindungen: U-Bahnhof Seestraße; S-Bahnhof Puttitzstr. Bus Linie 16 — Straßenbahn Linie 3

Mit den besten Heimatgrüßen!

Karl Dahms
Berlin SW 61, Obentrautstr. 47

Georg Dittmar

Berlin SO 36, Skaltitzerstr. 27

An alle Pr. Friedländer!

Am 5. Juni teilte Herr Dr. Zmudzinski dem Kreisblatt telegraphisch mit, daß mit seiner Anwesenheit in Northeim am Pfingstsonntag bestimmt gerechnet werden kann.

(siehe den Bericht auf Seite 678)

Alter Innungsmeister aus Hammerstein

Er wäre in diesem Monat hundert Jahre alt geworden. Doch der Allbezwinger, der früher oder später uns allen einmal naht, klopfte ihm vor sechzehn Jahren bereits auf die Schulter: Komm mit — es ist genug der Mühe und Arbeit — und nahm ihm sanft den Hammer aus der Hand. Und das war gut so.



Karl Mahlke im 81. Lebensjahre

Denn er hat ihm damit das harte Los erspart, das viele von uns erfahren: die Flucht ins Ungewisse. Ein paar Jahre später, und er hätte wenig mehr ins Bündel geschnürt als damals, da er als frisch-fröhlicher Handwerksgehilfe von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt bis nach Berlin wanderte, munter singend: „So zieh' ich immer weiter, wohin der Weg mich führt“, die alte Formel seines Gewerbes vor den Meistern der Zunft hersagend: „Wandernder Handwerksgehilfe spricht den Meister um Arbeit an“, bis er selber als Meister auf drei Beinen seßhaft wurde und humorvoll den alten Spruch von den Jüngeren entgegennahm, sie interessiert ausfragte und einem oder dem anderen einen Platz in der eigenen Werkstatt zuwies. Es waren drei und mehr, zuweilen ein halbes Dutzend, die er um sich hatte. Und nicht nur die Hämmer machten die Musik zur Arbeit. Nein, was er in seinen Wanderjahren auf der Landstraße gesungen und im Handwerker- und Männergesangverein hinzugelernt hatte — er trug die goldene Ehrennadel — das nahm er mit in die Werkstatt. „In der Werkstatt bei der Arbeit, frisch Gesellen angefaßt! Soll das Werk den Meister loben, dann hübsch wacker aufgefaßt.“

„Gott segne das ehrbare Handwerk —“ Und er hat es gesegnet, so daß es bald alles in seinem Laden gab, was zur Branche gehörte, vom Säuglingsschuh bis zur Gummigalosse, vom Filzpantoffel bis zum sporenbewehrten Reiterstiefel. Das waren die Zeiten, als der greise Feldmarschall von Mackensen mit seinen Husaren über den Truppenübungsplatz fegte! — Den soldatischen Schwung hatte er sich bis in die letzten Lebensjahre bewahrt, und seine Befähigungen als alter Pionier hat er in der Zahne oft unter Beweis gestellt.

Er war ein echter Hans-Sachs-Jünger, sein ganzes Leben hindurch. Was er auf seinem Dreibein neben der Arbeit sinnierte, was er an die oft neben ihm wartenden Kunden weitergab, und wie er es erzählte, davon ist heute noch viel lebendig, wie mir öfter gesagt wird, und bei denen in Erinnerung, die ihm gern zuhörten: Was seine Phantasie hergab, das wäre nicht auf zehn Kuhhäute gegangen. Es war nichts Angelesenes, Angenommenes oder Erlerntes, nein: es war ihm irgendwie geschenkt. Und von diesem unverlierbaren Erbteil gehört mir etwas an. Wie wären meine Lieder und Geschichten sonst über unseren Kreis hinaus ins Volk gekommen?

Es wurde dann allmählich immer stiller um und in ihm. Und auch das Lied, das er am liebsten sang, das er durch alle Räume seines Hauses trug: „Ich bin so gern, so gern daheim . . .“ kam kaum noch von seinen Lippen. Seine Augen bekamen etwas Fernschauendes, und seine Züge eine Erdmüdigkeit, bis er dann, aufs liebevollste betreut von Kindeshand, still und dankbar einschlief.

Wenn Ihr heute hier von ihm hört, so erhebt vor Euch, die Ihr ihn kanntet, wohl ein Bild aus guten alten Tagen, da Ihr einander die Hand drücktet, vielleicht neben ihm saßet, seinen Geschichten lauschend, miteinander lachend, heute wohl selber sein Lied im Herzen bewegend: „Ich bin so gern, so gern daheim!“

F. M.

Schlochau: Heimatliche Erinnerungen.

Von G. Steffen

I.

Erste Begegnung mit Schlochau.

Es war im Sommer 1936, als mich in Marienwerder i. Westpr. die Verfügung des Reichsjustizministers erreichte: „Sie sind zum 1. September 1936 als Amtsgerichtsrat in Schlochau angestellt.“

Es war meine erste Stelle als etatsmäßiger Richter, es war auch meine erste Begegnung mit der Kreisstadt Schlochau in der Grenzmark Posen-Westpreußen.

Pünktlich am 31. August 1936 dampfte ich daher zusammen mit meiner mir erst im Juni des Jahres angetrauten jungen Frau dem neuen Heimatort entgegen. Gleich hinter dem „polnischen Korridor“ nach Konitz (Cojnice genannt) hieß es in Firchau umsteigen.

Und da näherten wir uns auch schon aus ziemlich platten Lande heraus „unserem Schlochau“, wie wir es nun schon nannten. Als wir den Schloßturm, den See, das Wäldchen und die ganze liebliche Landschaft erblickten, hatte es bereits unsere Herzen für sich gewonnen.

Und so wurde Schlochau auch für uns neugebackene Eheleute in den 6 Jahren, die es uns beherbergte; die Stadt der „großen Ereignisse“ und der anmutigen Erlebnisse.

Zunächst galt es, eine Wohnung zu finden und sie einzurichten, unsere erste gemeinsame Wohnung. Wie wir gleich merkten, war das in Schlochau gar nicht so leicht.

Auf dem Amtsgericht war zwar eine große Umbesetzung unter meinen Kollegen erfolgt, so daß eigentlich zwei Wohnungen frei wurden — Dr. Gaede und Dr. Berberich waren versetzt worden.

Aber ihre Wohnungen waren leider schon vergeben. So zogen wir zunächst getrost in das Hotel „Deutsches Haus“ dem Amtsgericht gegenüber. Bequemer konnte man es nicht haben.

Dort lernten wir auch gleich zwei „Schlochauer“ kennen, oder vielmehr „Schlochauerinnen“, mit denen uns bald eine feste Freundschaft verbinden sollte: Fräulein Schröter (Gesundheitsamt) und Fräulein Uecker (Studienassessorin).

Fräulein Schröter vermittelte uns bei einer Frau Kelsch in der Konitzer Straße (Nr. 42 a glaube ich) 3 kleine möblierte Zimmer, die wir nun bezogen.

Dort haben wir einige Monate sehr schön und zufrieden gewohnt. Das Häuschen gehörte Frau Kelsch zu Eigentum. Sie war eine sehr praktische und hilfsbereite Wirtin, die meiner Frau in den „Anfangsgründen“ ihrer Ehe viele gute Dienste leistete.

Frau Kelsch wohnte dort mit ihrem alten Vater (Herrn Görnemann) und ihren beiden Töchtern. Der „Rumtopf“ war ihre Spezialität, ein Gemisch aus heißem Pflaumensaft, Zucker und Rum. Sie verordnete ihn in allerlei Lebenslagen wie Grippe, schlechter Stimmung und auch zur Belebung der Geselligkeit.

Auch meine Grippe, die mich dort alsbald überfiel, mußte nach Vereinnahmung mehrerer Gläser sicher und schnell die Flucht ergreifen.

Charakteristisch für unsere gute und resolute Frau Kelsch war dabei, wie sie mich, der ich alles Bemuttern und Herumkurieren als „heldenhafter“ junger Ehemann weit von mir weisen wollte, dazu bekam.

Meine Frau stand ziemlich zögernd und unschlüssig dabei, wie sie mich brummigen Kranken zum Einnehmen überreden sollte.

„Lassen sie man, junge Frau“ sagte Frau Kelsch. Das mache ich. Ich bin Krankenschwester gewesen. Das mache ich schon.“

Sie ergriff ein großes Frottierhandtuch, wickelte es mir mit freundlichem Zureden um den Hals und flößte mir dann zwei Gläser des von ihr gepriesenen Stoffes ein.

Gewaltig noch zusätzlich mit wärmenden Decken zugedeckt, schlief ich bald ein und erwachte erst nach langem tiefem Schlaf schon halbwegs wieder gesund.

Inzwischen waren wir auch in der schönen Landschaft und ich auf dem Amtsgericht heimisch geworden. Das will ich jedoch in einem weiteren Abschnitt erzählen.

Für heute schlage ich vor, daß wir alle es einmal mit so einem „Rumtopf“ versuchen und dabei an unser Schlochau zurückdenken. Probieren wir es nur!

(Forts. folgt.)

Einmal endet die Nacht

Von Wolfgang Federau

Läuft eine Grenze quer durchs Land
Und hat es zerföhren, zerrissen,
Geboren aus Bosheit und Unverstand,
So trotz sie dem Weltgewissen.

Doch wären wir auch ein verlor'nes Geschlecht,
Um Heimat und Scholle gebracht:
Die Lüge bleibt Lüge und Recht bleibt Recht,
Und einmal endet die Nacht.

Aus der Urzeit unserer Heimat von Dr. Friedrich Holter

1. Mittlere Steinzeit (Mesolithikum).

Dunkelgrau blänkerte die gewaltige Seefläche mit breitem vergilbenden Schilf- und Binsendickicht. Von dem lockeren Niederungswalde wirbelte der Herbststurm die ersten bunten Blätter hoch in die Luft hinauf. Die sinkende Sonne versteckte sich zeitweise hinter düsteren Wolken mit lichten Säumen; weit hinten über den kahlen moos- und flechtenüberwachsenen Hügelrücken.

In raumgreifenden Spiralen schraubten sich mit klingendem Krahruck zahllose Scharen von Kranichen hinauf und ordneten sich zum Geschwaderfluge, Keil auf Keil. Drunterweg klingelten ganze Schoffketten von Enten. Tief strichen sie zum Einfallen über die Schilfwand. Plötzlich fällt da eine, dort eine andere, flatternd, sich übertrudelnd aus dem Strich heraus. Ein feines Sirren und wieder ist eine getroffen. Gestalten huschen herzu und ziehen die Pfeile mit den nadelscharfen Feuersteinspitzen aus den zu Boden Gefallenen heraus.

Mit einem ganzen Bündel von gepfeiltem Wassergeflügel streifen die Bogenjäger im Zwielficht den Hügeln zu, von denen vorhin mit dem Winde ab und zu ein dünnes Pinken und Klirren herüberklang. Dort vor einer der dürftigen Zelthütten liegt ein Haufen von Feuersteinknollen und um einen Steinblock sind lauter rissige, scharfe Scherben verstreut, zwischen denen ein paar Jungen herumsuchen, um in dem Werkabfall ein paar Splitterchen für ihre kleinen Pfeile zu finden. Ein Alter, der sich wohl auf das Schlagen von Pfeilspitzen verstand, hatte dort seinen Arbeitsplatz. Nun kommt er den Jägern entgegen.

Zehntausend Jahre sind vergangen. Einem Motorradfahrer erscheint auf der Chaussee her ein Hügelrücken vor einem ehemaligen Seebecken verdächtig. Er schreitet die Kimmung ab und den Hang dann zum See. Die Augen am Boden. Dann winkt er einem beim Rade Wartenden und ruft ihm von weitem zu: Mikrolithen — Mesolithikum! Ein vorübergehender Landmann schüttelt mit dem Kopf. Polnisch war das nicht. Er weiß nicht, daß der da oben Pfeilspitzen aus der mittleren Steinzeit meint. Der Zeit frühesten Menschenanwesenheit im Kreise. Vom Ende der Eiszeit bis ungefähr 4000 v. Chr. Geb.

2. Jüngere Steinzeit (Neolithikum).

Der Torfspaten knirschte, als er handbreit in den dunkelbraunen Grund gestoßen war. Neugierig zog ihn der Stecher heraus, betrachtete die Schneide, ob etwa Knochensplitter daran säßen; er hatte schon einmal auf diese Weise ein schönes Elchgeweih gefunden. Aber nichts da. Mit der Hand fühlte er vorsichtig nach. Ja, da war etwas Hartes, Schmales, Scharfes. Mit den Händen buddelte er das Geheimnisvolle ans Licht hervor. Nanu? Was mag das sein? Von moorbrauner Patina überzogen lag auf seiner Hand eine sorgsam gearbeitete Lanzenspitze aus Feuerstein. Wie ein großes, ebenmäßiges Lorbeerblatt. Müssen die aber damals Geduld und Geschick gehabt haben, um solche Arbeit aus dem harten, glasigen Feuerstein zu schlagen! —

Er nahm sie mit zum Frühstückstisch, betrachtete sie hin und wieder — und als die Sonne so schön warm schien, nickte er ein wenig ein und träumte:

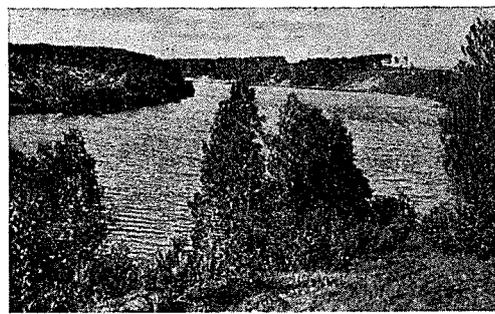
Die Blätter und Zweige des dichten Unterholzes rauschten. Auf die Lichtung trat eben der massige alte Wisentbule zur Äsung heraus. Ein Eingänger. Darauf hatte unter dem Winde und in Deckung der Jäger mit der stämmigen Eschenlanze gelauert. Als der Bule eben ein kleines Gerinsel am Waldwiesensaum überfallen will, brennt ihm ein sengender Stich hinter das Blatt. Leider war der Stoß zu schwach, weil der Alte schon zu sehr in Fahrt war. Der angebundene kleine Querknüppel, der in die Wunde eindringen sollte, um die Spitze festzuhalten, um sie ganze Arbeit tun zu lassen, war draußen geblieben. Auch traf der Stoß zu hoch, um das Herz zu fassen.

Mit Ungestüm raste der weidwunde Stier über die Lichtung gradeaus und verschwand prasselnd wieder im Hochwald. Der betroffene Jäger hörte das Schlagen des noch steckenden Speerschaftes an die Stämme.

Eine Weile lang ging er die Wundfährte noch aus; den zweiten Speiß warfbereit in der Rechten, falls er den Gespeerten im Wundbette antreffen sollte. Aber der war weitergewechselt und es dunkelte schon. Fehljad!

In dem vermoorenden flachen See stand mit fliegenden Flanken der Bule und kühlte die Wunde. Die Spitze saß noch mit einem kleinen Teil des zersplitterten Schaftes fest. Ofters schlug er mit dem Haupte nach der Wundstelle. Schließlich tat er sich vor Schmerz nieder und wälzte sich auf dem schlammigen Moorgrund. Dabei rutschte die Spitze heraus und blieb liegen. Der Urige zog in seinen Einstand in ungewisses Dickicht hinein, um seine Wunde auszuheilen. —

Ein Zuruf weckte den Träumer. Er schaltete den Spaten und stach weiter seinen Torf. Gab acht, ob nicht wieder der



Peterswalde:
Der
Garzer See

Zufall ihm einen so schönen Fund bescherte.

Gelegentlich in Schneidemühl erfuhr er im Landesmuseum, daß die Lanzenspitze gut 4000 Jahre alt sein könne, daß sie aus dem Ende der Jüngeren Steinzeit stamme, die ungefähr von 4000 bis 2000 v. Chr. Geb. dauerte.

Er hätte sich geärgert, wie er beim Betrachten der anderen Funde aus der Provinz im Museum sagte, wenn er die Spitze gedankenlos beiseite geworfen hätte, wie das leider manchmal geschieht. —

3. Bronzezeit

Am Heidberge geht es um. Zur Mitternacht ist's unheimlich dort. Ein Flüstern und Wispern und weiße Gestalten. Wer daran glaubte, der hatte es eilig, wenn ihn der Weg einmal vorbeiführte.

Ein paar Bäume auf dem Berge sollen abgetrieben werden. Und eines Tages sanken die Stämme krachend nach vielhundertjährigem Leben zu Boden. Lange noch standen die Stubben, bis auch sie einmal gerodet wurden.

Da, vor einem großen Stein wich eine dicke Wurzel aus; eine tiefere ging darunter hin. Also mußte der Stein weggehoben werden. Aber was bedeutet das grüne Häufchen mitten unter dem Stein? — Wie zwei zusammengerollte grüne Nattern liegen da ja zwei?? — Ringe sind's! Armringel aus Bronze! Behutsam nahm sie einer auf und kratzte an der bröckligen Patinaschicht herum. Dabei fiel den Beteiligten der Spuk wieder ein. Nun, das gab Stoff für manches „Vertelke“ an den langen Winterabenden. —

Er war weit hergekommen und kannte das Land noch nicht. Das Netztal herauf von weit her, wo heute Mitteldeutschland liegt.

Sein Fellsack barg kostbare Ringe nach Ansicht der Menschen hier, golden schimmerndes Geschmeide. Aber viele Felle von Bibern, Zobeln und Nerzen und leichten gelben Stein wollte er dafür haben. Mit offenen Mäulern starrte alles auf dem Wohnplatz seinen Wunderkram an. Hei, wie die Sonne darin funkelte. Ein Gemisch von Begehren und Scheu begegnete seinen Kostbarkeiten.

Sein Packtier war hoch beladen mit den Tauschgütern der Länder, die er durchzogen hatte. So viel hatte er schon eingehandelt. Hier aber dünkte er sich dem Rande der Erde nahe, denn so weit war er bisher noch nie gelangt auf seinen Handelspfaden.

Zwei Ringe besaß er noch, zwei kleine Armringe aus Bronze. Aber man hatte nicht Tauschgut genug, daß er sie weggegeben hätte; daher wollte er weiterziehen. Sah er da nicht begerliche, flackernde Blicke aus den Augen einiger Jungmänner an den Ringen hängen? Starren nicht einige Jungmädchen den Schmuck an, als ob sie ihn schon auf dem Arme wähten? —

Er bog den Saumpfad ein. Raunte der Wald nicht von heimlichen Verfolgern? Die beiden Ringe! Gib Acht! Er wurde den Gedanken nicht los. Jedes harmlose Rascheln schien ihm Tritt von Beutelüsternen zu sein.

Dort an dem Berge ein Stein. Hurtig! Rasch war ein Loch in den Sand gewühlt. Schnell die Ringe hinein, den Stein darüber, den Sand wieder drauf. So. Zu dem Wege hin sind so viele Schritte wie Kerben an dem Stecken. Rasch noch einen Baum angeschalmt. Die Gegend war leicht zu merken. Vielleicht sind die Menschen hier bei dem nächsten Besuch zutraulicher. Der Abend sank. Düstere wurde der Wald. Aber er hatte Ruhe, die Ringe waren gesichert.

Aber da! Ein dumpfer, betäubender Schmerz. Ihm wurde dunkel vor den Augen. — Aber die Räuber fanden nichts. Jahrtausende lang wahrte der Heidberg sein Geheimnis.

Der Lehrer hatte von dem Funde erfahren und ihn einsichtig an das Museum weitergemeldet. Da erfuhr man nun im Dorfe anlässlich eines Lichtbildervortrages, den der Leiter auf Wunsch des Lehrers hielt, daß die Bronzeringe zu den ältesten Hinterlassenschaften gehören, welche unser Heimatkreis aus der Bronzezeit erbracht hat. Sie füllte etwa das 2. vorchristliche Jahrtausend aus.

Schlochauer und Flatower Heimatkirche



Zur Erinnerung an den Herrn
Geistl. Rat

Adalbert Kather,

Erbauer der Pfarrkirche Schlochau
geb. 27. 3. 1884, zum Priester ge-
weicht 21. 4. 1907, gest. 31. 7. 1940.

Liebe Hammersteiner!

Viele von Euch werden lange nichts mehr von mir gehört haben. Einige allerdings schreiben mir so beschämend regelmäßig zu den großen Feiern unserer Kirche, während ich dann höchstens einmal im Jahr an sie kürzer oder länger schreibe. Andere haben sich laufend an mich wegen der fehlenden kirchlichen Urkunden gewandt und wieder anderen habe ich versucht, durch die Bestätigung ihrer Angaben zu ihrem Recht im Lastenausgleich zu verhelfen. Laufend kommen uns frühere Gemeindeglieder hier in Köln-Lindenthal besuchen. Aber es sind immer noch viel zu wenige, die diese Gelegenheit wahrnehmen können. So waren im vergangenen Jahr Frau Lotte Ehlers, geb. Hellwig und ihr Mann hier bei ihren Verwandten Conrad, und wir konnten einen Abend miteinander Erinnerungen austauschen. Sehr freuten wir uns auch über Frau Erika Neumann, geb. Groß, die eines Tages mit ihrer kleinen Tochter aus Düren uns besuchte. Unser Gegenbesuch steht immer noch aus. Frl. Erika Roggatz war sehr traurig über den Tod ihrer Mutter. Wieviele würden doch jetzt schon in Hammerstein fehlen, wenn wir zurückkehren könnten! Frau Lieschen, geb. Penz, tauchte eines Tages auch hier auf der Durchreise auf. In Süddeutschland geht es ihr mit ihrem Sohn den Umständen nach gut. Während Herr Guhlke aus der Mackensenstr. aus dem Hunsrück hier vorsprach, als er versuchte, Arbeit zu finden. Frau Bülbering und ihre Tochter Gerda Liebich erzählten uns viel von den großen Treffen der Hammersteiner, zu denen ich noch nie gekommen bin, weil ich normalerweise zu Pfingsten hier immer zu tun habe. Und jeder Pfarrer kommt sich doch überflüssig vor, wenn er nicht seine Gottesdienste zu halten hat. Es wäre vielleicht richtig, wenn man mich zu einem solchen Treffen einladen würde, um dort einen Gottesdienst für die Heimatgefahrten zu halten. Dann hätte ich einen Grund, mich hier vertreten zu lassen. Übrigens habe ich hier im Sommer und der Advents- und Weihnachtszeit beim Zusammensein der hiesigen ehemaligen Danziger und Westpreußen Gottesdienste und Andachten halten können. Hier in Lindenthal lebt Erika, geb. Scholz, die mit einem Ingenieur der Ford-Werke verheiratet ist. Schon im Haus ihrer Großeltern und Eltern habe ich in Hammerstein Dienste tun dürfen. Paul Pirsig wohnt auch in Köln. Andere in der Nähe oder Ferne möchten ihr Kind von mir taufen lassen, wie jetzt die Tochter des Gärtners Glashagen; die von Bonn an mich schrieb. Ein früherer Konfirmand aus Kolberg wird im Juni von weither zur Trauung hierher kommen.

Meine Nachlässigkeit, in unserem Heimatblatt zu schreiben, mag auch darin ihren Grund haben, daß ich zweimal Großvater geworden bin. Unsere Tochter Gertrud, jetzt Frau Völpel, die seit kurzem auch in Köln eine schöne Wohnung hat, freut sich über ihre 1 Jahr und 3 Monate alte Tochter Elisabeth. Und unser Traugott und seine Frau Rosemarie haben eine ganz kleine Regine. In Rösrath bei Köln wohnen sie. Alle sind oft bei uns, und die Großmutter versieht ab und zu das 11. und 12. Kind, das sie sich selbst immer gewünscht hatte, auch wenn es nun auch nur Enkelkinder sind.

Liebe Brüder und Schwestern! Kurz vor dem Himmelfahrtsfest schreibe ich Euch diesen Gruß. Gerade an diesem Tage hat Er unser aller Leben zwischen seine Himmelfahrt und seine Wiederkunft eingespannt. Am letzten Tag seiner 40 Tage, in denen Er als Auferstandener zu den Seinen redete, faßt Er noch einmal alles zusammen, was Er uns zu sagen hat: „Wartet“ ruft Er uns zu. Seid in allen Dingen nicht ungeduldig und nervös. Und aus den Propheten klingt es dazu: „Es ist ein köstlich Ding geduldig zu sein und auf die Hilfe des Herrn zu hoffen“. Und Er ist doch der, dem alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden. Das darf uns auch über allem langen Warten still und getrost machen. Und das, was Er uns verheißt an seinem letzten Tage, da er zu den Seinen hier sprach, erfüllt

sich zu Pfingsten: „Ihr werdet die Kraft des HI Geistes empfangen“. Möchte überall, wo wir uns zu Pfingsten treffen, diese Kraft, die vom Vater und vom Sohn ausgeht, uns gegeben werden, als eine Kraft der Freude und der Hoffnung, damit niemand zu verzagen braucht in dem Wissen „Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab trösten mich, Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar“. Und möchte dann einer dem anderen aus diesem Geiste den kommenden Herrn und König bezeugen, wie es auf einem Kirchentag ein asiatischer Christ sagte: Wenn ein Kind geboren wird, dann schreit es, weil es lebt; wenn ein Mensch wiedergeboren ist im Geist Gottes, dann schreit er auch. Dann ruft der Geist aus ihm heraus ein Zeugnis für den Herrn. Das war das 3., wozu uns Jesus an seinem Himmelfahrtstage auffordert: „Ihr werdet meine Zeugen sein!“ Sehr Wichtiges hat Er uns an dem Tage gesagt. Es lohnt sich darüber nachzudenken, gerade auch darüber, was Er nicht gesagt hat. Gewiß hat Er an dem Tage, da Er von seinen Jüngern schied, nichts vergessen, was uns nötig und gut gewesen wäre zu wissen und zu beherzigen und zu tun in unseren Tagen.

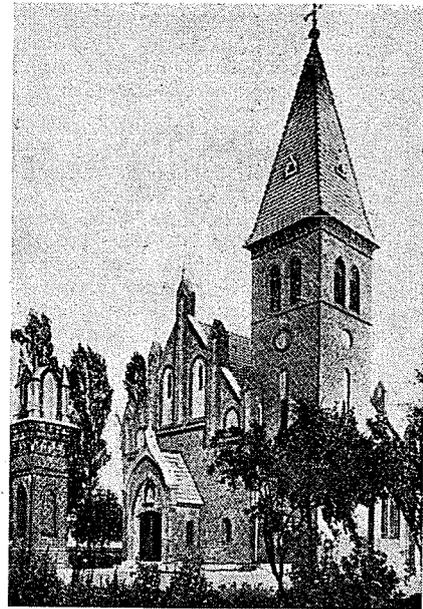
Wer jetzt zur Bundesgartenschau nach Köln kommt oder aus anderem Anlaß, der vergesse doch nicht, zu uns zu kommen. Vom Bahnhof: Straßenbahn Nr. 15 bis zum Lindenthalgürtel 30.

Euer Helmut Adam

Allen Lesern wünschen wir ein sonniges, frohes
und gesegnetes

Pfingstfest

Die Mitarbeiter und der Herausgeber des »Kreisblattes«



Mit der Aufnahme von der St.-Rochus-Kapelle in Flatow grüßt die Familie Grazian und Hedwig Goral, früher in Flatow, Hindenburgstr. 23, jetzt Gr. Bülten, Kr. Peine, Hahnenstr. 73, alle Flatower zum Pfingstfest.

Aus der Arbeit für die Heimat

(Siehe auch Seite 689)

Heimatkreisgruppe Schlochau in Hannover

Am 15. Mai 1957 fand eine Zusammenkunft der Heimatfreunde des Kreises Schlochau in Hannover im Lokal des Landmannes Maaser statt. Es wurde die Bildung einer Heimatkreisgruppe beschlossen und der bereits eingesetzte Arbeitsausschuß bis zu der demnächst vorzunehmenden Wahl des Vorstandes in seinem Amt belassen.

Die Heimatkreisgruppe fährt zum Pfingsttreffen in Northeim am 9. 6. 1957 mit dem Zuge ab Hannover 7.45 Uhr (Sonntagsrückfahrkarte). Diejenigen Heimatfreunde aus Hannover und Umgegend, die an der Zusammenkunft am 15. 5. 1957 nicht teilgenommen haben, aber zum Pfingsttreffen fahren, werden gebeten, für die Hinfahrt ebenfalls den oben angegebenen Zug zu benutzen.

Pfingsten einst in der Grünen Ball

von Pfarrer D. Dr. Becker

Ja, so hieß unser Städtchen Baldenburg allgemein im Volksmund. Und mit vollem Recht, ganz besonders aber zu Pfingsten in der hohen Zeit des Jahres, wo hier im Osten alles Blühen des Frühlings und Sommers nicht allmählich sich ablösend, sondern oft in den Zeitraum einer Woche zusammengedrängt wie ein kurzes prächtiges Feuerwerk auf einmal verpuffte: verspätete Obstblüte, Flieder und Kastanie. — Ehe man zum Marktplatz kam, war vor der Stadtmühle der schönste Schmuck der ganzen Stadt, der „Baum, gepflanzt an den Wasserbächen“, seine Wurzeln ständig vom Ballfließ getränkt: die Riesenkastanie steckte ihre steilen Blütenkerzen auf — wer konnte sie zählen? Nun ist auch sie dahin, die so viele Generationen sah. Auch die Katastrophe von 1945, die so namenlose Opfer forderte, hat dieses Naturdenkmal der Grünen Ball noch überlebt. Ein Sturm im Vorjahr hat den gewaltigen, alten Baum gebrochen. Nur der Stumpf, mit den Fundamenten der Wassermühle verwurzelt, ragt als Baumruine zwischen Hausruinen und Zerstörung und Wildnis.

Aber damals in der Zeit, von der ich rede, überragte der Baum noch die Mühle mit dem Schaufelrad und die übrigen Häuser. Und neben ihr schaute die alte Frau Lichtfuß, die vorüberziehenden Pfingstgäste freundlich grüßend, aus dem Fenster der immer betriebsamen Mühle neben der oft und gern photographierten Kastanie. Ja, am Pfingstsonnabend, da kamen alljährlich die ersten Sommergäste zum Urlaub in die alte Heimat aus Berlin zumeist, denn Berlin war ja von jeher eine Kolonie der Baldenburger. Und weil von der Mühle hier die Rede ist, nenne ich als Beispiel den Berliner-Karl, weil ich ihm in diesen Tagen gerade wieder einmal begegnete. (Neueste Anschrift: Karl Lichtfuß, Meraner Straße 47).

Nicht nur Menschen aus der Ferne, auch der nahe Wald kam an diesem vielgeschäftigen Pfingstsonnabend in die Stadt. Hochbeladen hielten die Wagen mit den Birken, diesem typischen Baum des Ostens, auf dem Marktplatz. In wenigen Stunden waren die Häuser außen und innen mit ihnen geschmückt, alle Straßen von Pfingstmaien gesäumt. Und wenn die Abendglocken das Fest einläuteten und der Stolper Zug eingelaufen war, dann kam Nachbar Lipinski die Rummelsburger Straße mit seinem offenen Wägelchen angefahren. Ungezählte Kilometer habe ich mit ihm, bevor dann die Motorisierung kam, zurückgelegt bei Wind und Wetter, bei Sonne und Hitze und bei schneidendem Ostwind. Traditionell hatte er seinen Schwiegersohn Ziemann — Redakteur und Besitzer der „Stolper Post“ — nebst Familie abgeholt. Ja, nun war bestimmt Pfingsten.

Unser treuer Kirchendiener Robert Plath nahm es sehr gewissenhaft mit Martin Luthers schöner, wenn auch freier Übersetzung des 118. Psalms: „Schmückt das Fest mit Maien bis an die Hörner des Altars.“ Zunächst einmal pflanzte er rechts und links vom Kanzelaltar zwei hochstämmige Birken auf, deren Wipfel die Kanzel den Blicken der Gemeinde entzogen. Aber hierüber hinaus verwandelte er Schiff und Emporen in ein festliches Birkenwäldchen. Es war erstaunlich, mit welcher Sorgfalt er überall in der Kirche Birkenzweige verschiedener Größe anzubringen wußte. Die Sicht war in den Feiertagen stark behindert, sehr zum Leidwesen der Damenwelt: Die neuen Frühjahrshüte kamen nicht immer genügend zur erwünschten Geltung. Das war kein Fehler.

Im Gegensatz zu den Großstädten, wo in den Pfingsttagen der allgemeine Drang ins Freie oft nur eine bescheidene Festgemeinde zurückläßt, waren die Baldenburger Pfingstgottesdienste hervorragend gut besucht. Setzte nun meistens zu den Feiertagen erste sommerliche Wärme ein, so ergaben sich hieraus immer einige Zwischenfälle, die sich wie nach einem ehernen Gesetz in den Gottesdiensten abspielten, aber eben ihrer traditionellen Wiederkehr wegen den Ablauf und die Andacht der Feiern keinen Augenblick störten.

Ein solcher periodischer Zwischenfall betraf vor allem unsere Orgel, bzw. ihre Windlade auf dem Boden, die im Ablauf der Jahreszeiten gewaltigen Temperaturschwankungen ausgesetzt war. Sie ließ dieselben im allgemeinen mit bewundernswerter Gelassenheit über sich ergehen. Aber zu Pfingsten war dann die jähe Temperaturzunahme, die eine enorme, trockene Hitze auf dem Kirchenboden, wie auch in der Kirche doch zu unerträglich für die Königin der Instrumente.

Und so geschah es denn regelmäßig, meist mitten im Pfingstchoral mit vollen Registern: „O heiliger Geist kehr bei uns ein...“, daß die Orgel plötzlich versagte. Sie tat es mit einem Klagegelaute, der an die berühmte Stelle in dem Gedicht aus Ferdinand Freiligraths Spätzeit „Die Trompete von Vionville“ erinnerte —, früher von der Schuljugend noch mit Begeisterung gelernt und deklamiert: „nur ein klangloses Wimmern, ein

Schrei voll Schmerz...“. Rektor Hinz auf der Orgelbank, der Gemeinde den Rücken zugewandt, vollführte im gleichen Augenblick einige heftige rudierende Armbewegungen, der Gemeinde gleichsam ohne Worte signalisierend: Da haben wir's wieder. Nichts zu machen. An mir liegt es bestimmt nicht! Indessen fuhr die Gemeinde mit unerschütterlicher Ruhe im Gesang des Pfingstchorals fort.

Diese Orgel sollte dann später noch eine ganz andere Hitze erleben, als 1945 Fachwerke, Gestühl und alles Balkenwerk des Dachstuhls ein einziges Flammenmeer ward und unsere Orgel — sie war immer unser Sorgenkind — gleich anderen Orgeln ohne Zahl den Flammentod erleiden mußte. Was muß das für eine Glut gewesen sein! Unsere Orgel war übrigens eine sehr kluge Orgel: Mein allzeit hochverehrter Chef, einst vom Naumburger Predigerseminar und später dann der letzte Generalsuperintendent von Danzig, D. Paul Kalweit, ein hochmusikalischer Mann, pflegte immer zu sagen: „Die Königin der Instrumente hat uns den ganzen Gemeindegesang verdorben“. Die Baldenburger Orgel mußte irgendwie ein Wissen darum haben. So ging sie alljährlich in der Pfingstzeit auf ausgedehnten Sommerurlaub. Kam dann später der kühle Herbst mit seinen Regengüssen, dann geschah es, ohne daß wir einen Orgelbauer zu bemühen brauchten, daß die Orgel an einem Sonntag plötzlich wieder ihren Dienst verrichtete. Die Gemeinde aber sang in der Zwischenzeit Choräle und Liturgie laut und vernehmlich auch ohne Orgelbegleitung. Fürwahr, eine sehr kluge Orgel!

Ein anderer Zwischenfall betraf Jahr für Jahr unseren treuen Kirchenältesten Friedrich Venske. Wenn ich am Pfingsttag zur Predigt die Kanzel betrat, mußte ich zunächst einmal die am meisten störenden Birkenzweige vor mir abbrechen, damit die Gemeinde wenigstens eine Andeutung der körperlichen Anwesenheit ihres Geistlichen haben sollte. Trotzdem kamen mir in dieser Situation immer unwillkürlich die Worte der Jungfrau von Orleans in ihrem berühmten Monolog in den Sinn:

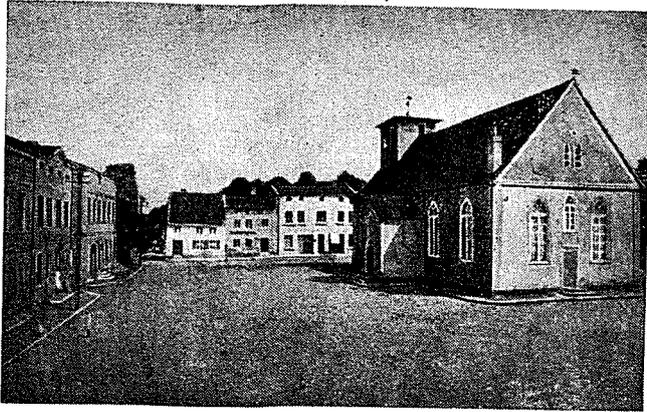
„Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
„Geh' hin, du sollst auf Erden von mir zeugen.“

Wenn auch die Situation bei Schiller etwas anders ist.

Mir gegenüber sah ich dann in geringer Entfernung auf der Empore stets auf seinem traditionellen Platz den genannten Ältesten, hochbetagt und rüstig, Stammvater eines nun über ganz Deutschland verzweigten Geschlechts. In der damals noch vorhandenen schriftlichen Chronik meines Vorgängers, Pfarrer Sakovski, — diese gleich den Kirchenbüchern seit 1945 verschollen —, war berichtet, daß einstmals die Emporen nach Zünften aufgeteilt und mit Inschriften versehen waren, wobei eine gewisse Rivalität zwischen den Schuhmachern und den Tuchmachern zu bemerken gewesen sei. Nun, ich hatte immer die leise Vermutung, daß Meister Friedrich Venske, der alte Gardemann, dem sein Freund Heinrich Gast einmal ein famoses Gedicht gewidmet hat, an dieser Stelle die Position des einst in der Ball so blühenden Schuhmacherhandwerks vertrat. Wie dem auch sei, diesem bis in sein höchstes Alter tätigen und kernigen Mann bekam die Hitze und eingeschlossene Luft in der bis auf den letzten Platz gefüllten Kirche ebenso wenig, wie unserer Orgel. Der herbe Geruch der schnell trocknenden pfingstlichen Birkenlaubmassen mochte ein übriges dazu tun. Und so sah ich denn schon bei den ersten Sätzen meiner Einleitung, was sich dicht vor mir abspielte. Man führte den alten Herrn aus dem Kirchenraum, und draußen in der frischen Luft erholte er sich sofort wieder. Stand auch im Mittelpunkt des Festes die gewaltige und immer neue Pfingstgeschichte mit all ihren stolzen Namen der Völkerwelt der Antike: Parther und Meder und Elamiter... Kreter und Araber — auch das schilderte, kleine Rankenwerk von Arabesken: es gehörte nun einmal mit dazu.

Tradition war aber auch das Programm des dritten Feiertages, den kaum jemand in der Ball durch prompte Wiederaufnahme profaner Arbeit zu entheiligen pflegte. Der Vormittag brachte den Ausmarsch der Schützengilde mit schmetternder Blasmusik der Kapelle Frick zum Festplatz. Das Schlochau Waldchen in allen Ehren, aber der idyllische Festplatz am „Ort“ mitten im Buchenwald unweit des Tessenthinsees war auch ein Platz von erlesener Schönheit. Dorthin folgte dann die übrige Bevölkerung bald nach dem Mittagessen.

Allerdings ergab sich da ein gewisses Dilemma. Der dritte Pfingstfeiertag war ein höchst beliebter Trauungstag, zu dem die erste Anmeldung manchmal vorsorglich schon im Februar erfolgte, mit Prioritätsanspruch getätigt. Meinerseits stets für zwei Uhr fest notiert mit bindender Versicherung, kein Paar an diesem Tag früher zu trauen. Späteren Bewerbern, die dann aus einem gewissen Ehrgeiz, manchmal aber auch aus Aber-



Baldenburg: Die evangelische Kirche und der Marktplatz

glauben eine frühere Stunde festsetzen wollten setzte ich meinerseits entschiedenen und erfolgreichen Widerstand entgegen. Dieses Verfahren hat sich bestens bewährt.

So begab sich denn ein erheblicher Teil der weiblichen Bevölkerung erst einmal im Festprogramm auf eine gründliche Brautschau. In der Regel waren drei Bräute zu begutachten, Die Schutzgebühr von 25 Pfennigen für drei Trauungen wurde willig und gern entrichtet. Erst wenn diese feierliche Ehrenpflicht erfüllt war, konnte man sich mit ruhigem Gewissen zu weiteren Genüssen zum Schützenfest auf den Weg machen.

Es kann nicht verschwiegen werden, daß auch mit dem Ablauf des dritten Feiertages das Pfingstfest in der Grünen Ball keineswegs endgültig abgeschlossen war. Die Feiern setzten sich in verschiedener Form in der nun einmal begonnenen Woche fort. Und das war recht so und niemand zu mißgönnen. — Kurz, sehr kurz war der Sommer im Osten. Gewiß, auch der eigentliche Winter hatte bestimmt seine Reize. Man denke nur an den häufigen, herrlichen Rauhref. Wieder war es dann die Birke, die im Winterschmuck am prächtigsten wirkte. Aber Höhepunkt des Jahres in der Ball war nun einmal die Zeit der Pfingsten.

So folgten denn auf die Pfingsthochzeiten die Nachhochzeiten. Und auch die Schützen feierten nach. Und einmal geriet ich auch in eine solche abendliche Schützenachfeier im „Ort“. Der alljährliche Sommergast, Korvettenkapitän Buchholz aus Wilhelmshaven, den ich ganz kurz vor seinem Tode noch einmal in seinem Marinestandort besuchte, war nicht ganz unschuldig daran. Böttchermeister Hermann Dahms (Bahnhofstraße), ließ es sich nicht nehmen, mich feierlich im Kreise der Schützen zu begrüßen. In seiner improvisierten Rede gab es zunächst noch allerlei geheimnisvolle Andeutungen über die besonders engen Beziehungen zwischen den Schützen und ihrem Pfarrer wegen der Ähnlichkeit ihrer Obliegenheiten. Schließlich brachte er dann des Rätsels Lösung: Jeder Pfarrer sei doch nun einmal der Seelsorger für die Seelen seiner Gemeindeglieder. Indessen auch die Schützen hätten die Pflicht für Seelen zu sorgen, nämlich sich der Pflege der „Seelen“ ihrer Flintenläufe mit Hingabe und Sorgfalt zu widmen. Ich konnte nicht umhin, in meiner Antwort an Böttchermeister H. Dahms feierlich zu versichern, er habe mir aufs neue den Beweis geliefert, daß er als Böttcher eben stets ein Mann sei, der reiflich überlege, was er faßlich darstellen wolle.

An die Baldenburger Schützen wurde ich wieder lebhaft erinnert, als ich von meinem früher geschilderten Besuch in Glückstadt bei unserem unvergessenen Rechtsanwalt Heller kurz vor seinem Tode am 23. Juni 1955 im Bus nach Berlin zurückfuhr. Hatten wir schon in Lüneburg mit Staunen eine spalterbildende Volksmenge passiert — es ergab sich, daß man hier den Bundespräsidenten Theodor Heuss erwartete — so erlebten wir in Gifhorn eine Zusammenkunft von Schützenbrüderschaften, wie ich sie in solchem Umfang nie zuvor gesehen habe. Wir Berliner gaben unserer Anteilnahme und Bewunderung lebhaften Ausdruck, und etwa zwölf Schützenkönige senkten dankend ihre Degen vor dem Berliner Bus.

Am 1. Pfingstfeiertag 1941 stand ich zum letzten Male auf der Baldenburger Kanzel. Meine Abschiedspredigten auch in den Filialgemeinden Grabau und Penkuhl hatte ich schon vorher am Sonntag Exaudi (25. Mai) gehalten. Noch einmal erlebte ich bei herrlichem Festwetter zu Pfingsten die ganze Schönheit dieses eigenartigen Fleckchens Erde in meinem Pfarrgarten, nicht von ferne ahnend, wie es hier vier Jahre später in der Grünen Ball aussehen würde. Hinter dem Gemeindehaus die gewaltige Linde ihre Krone breitend in der genauen Silhouette eines Lindenblattes, ihr schwesterlich zur Seite die ebenso mächtige

Birke im vollen Laubschmuck. Etwas entfernter neben der Scheune hatte auch die Esche als dritte Baumriesin wie stets in zeitlichem Abstand ihr spätes Laubkleid angelegt. Am Ende des mählich sich senkenden Gartens hinter den hohen Erlen und Weiden leuchtete glitzernd der See. Unauslöschlich steht dieses Bild von einst, das ich stets von meinem Schreibtisch aus hatte, vor meinen Augen.

Wenige Tage später verließ ich die Grüne Ball, am Zuge feierlich vom Gemeindegemeinderat verabschiedet. Es war ein „großer Bahnhof“. Besuchsweise kehrte ich in den folgenden Jahren noch mehrmals kurz zurück. So zur Einführung meines Nachfolgers Pfarrer Mühlenbeck am 20. September 1942 und zum letzten Male im August 1944.

Ich durfte nun hier in zeitlichem Abstand einiges berichten von Menschen — und auch von Bäumen — in der Grünen Ball, die einst lebten und die nicht mehr sind und doch unvergessen bleiben. Es sind außer den Genannten noch viele andere. Während der Niederschrift war es mir, als ob wie in jenem feinen Märchenfarbfilm, den wir vor Jahr und Tag sahen, wo eine versunkene Stadt nach langer Zeit noch einmal für kurze Stunden zum alten Leben erwachen darf, um dann wieder zu versinken — auch die entschwundene Grüne Ball von einst plötzlich wieder Leben und Farbe gewann, so, wie sie uns allen unvergessen ist.

Noch heute werden Kriegssterbefälle beurkundet

Die Beurkundung von Sterbefällen von Angehörigen der Wehrmacht und von Kriegsgefangenen ist bis heute nicht abgeschlossen. Die gesetzliche Grundlage ist die Personenstands-Verordnung der Wehrmacht vom 17. Oktober 1942. Wichtig ist zu beachten, daß Anzeigen und Meldungen über den Kriegssterbefall nur von der Deutschen Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht, die ihren Verwaltungssitz in Berlin-Wittenau, Eichborndamm 167—209 hat, entgegengenommen werden. Diese Dienststelle trifft in Zusammenarbeit mit den Standesämtern und Zivilpersonen die notwendigen Ermittlungen. Sind diese abgeschlossen, übersendet die Deutsche Dienststelle eine Kriegssterbefall-Anzeige an das zuständige Standesamt des letzten Wohnsitzes des Gefallenen zur Vornahme der Beurkundung. Ohne schriftliche Beauftragung durch die Deutsche Dienststelle ist kein Standesbeamter ermächtigt, von sich aus einen Kriegssterbefall zu beurkunden.

Für die Beurkundung sind genaue und einwandfreie Unterlagen erforderlich. Wichtig sind Feldpostbriefe und Truppenteilmittellungen, die über den Tod des Wehrmachtsangehörigen Auskunft geben. Fehlende Angaben, die für die Beurkundung notwendig sind, müssen durch eine eidesstattliche Versicherung vor dem Amtsgericht, oder dem Notar beigebracht werden. Hierbei ist wichtig zu wissen, daß in der eidesstattlichen Erklärung durch den Kronzeugen unbedingt zum Ausdruck gebracht werden muß, daß er bei dem Tode zugegen war oder daß er die Leiche dieser Person gesehen und einwandfrei erkannt oder aber daß er von dem Tode Kenntnis durch jene Person oder jene Dienststelle erhalten hat.

Ferner soll angegeben werden der letzte Dienstgrad und Beruf, der Todestag, die Todesstunde, Todesort und Todesursache, auch der Personenstand, das Glaubensbekenntnis und soweit möglich, die Erkennungsmarke. Diese ist für die Beurkundung allein allerdings nicht erforderlich.

Ist die Kriegssterbefall-Beurkundung durch den Standesbeamten abgeschlossen, erhalten die Hinterbliebenen die Urkunden. Stellt sich nach der Beurkundung heraus, daß Angaben ergänzt oder berichtigt werden müssen, werden die nachträglichen Ergänzungen und Berichtigungen am Rand des Sterbeeintrags im Sterberegister in Form des Randvermerks beigebeschrieben.

Kriegerwitwen, die eine neue Ehe eingehen wollen, müssen bei der Bestellung des Aufgebotes die Kriegssterbefall-Beurkundung nachweisen können, andernfalls die Beurkundung zunächst nachgeholt werden muß und unter Umständen einen Zeitverlust bedingt. In Erbschaftsangelegenheiten und für Zwecke des Lastenausgleichs kann die Beurkundung des Kriegssterbefalles sehr oft notwendig sein.

Gaulke

In der Juli-Ausgabe finden Sie:

Neueste Bilder von den Städten Schlochau und Flatow.

Neues vom Lastenausgleich.

2 Seiten der Toten- und Vermisstenliste

und Berichte von den Heimatkreistreffen in Northeim und Gifhorn mit vielen Bildern.

Treu zur Heimat!

Aus Ostdeutschland sind wir vertrieben,
Der ganzen Welt ist das bekannt,
Doch uns're Liebe ist geblieben
Zum alten teuren Heimatland.

Man kann es uns nicht streitig machen,
Denn welches Volk hält' dieses Recht,
Wenn Heimatliebe wir entfachen,
Ist's ein Gebot und niemals schlecht.

Zu Pfingsten trifft sich Flatows Kreis
In Gifhorn, unsrer Patenstadt,
Und liefert damit den Beweis,
Wie lieb man seine Heimat hat.

Was tief in unsern Herzen ruhte,
Wird wieder wach und steigt empor;
Aus schweren Zeiten und das Gute
Vernimmt dann lauschend unser Ohr.

Wie schön sitzt sich's in trauter Runde,
Wenn man erzählt und Lieder singt. —
Nur viel zu schnell kommt dann die Stunde,
Die uns den Abschied wieder bringt.

Denkt immer dran, was ihr besessen;
Macht es euch stets zur höchsten Pflicht:
Die Heimat niemals zu vergessen,
Denn anders wär' es ein Verzicht.

Joachim Hoffmann

Schützenfest in Flatow.

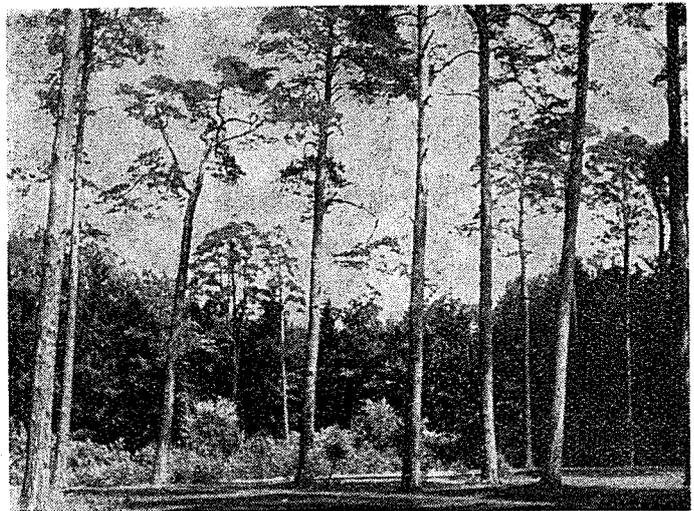
Immer am zweiten Sonntag nach Pfingsten veranstaltete die Flatower Schützengilde ihr traditionelles Königsschießen. Es war ein Volksfest im wahrsten Sinne des Wortes, wie es seinesgleichen in Flatow sonst nicht mehr anzutreffen war. Die Stadt war festlich geschmückt. In den Straßen herrschte reges Leben, denn an diesem Tage fand auch die große Fronleichnamprozession von der St. Marienkirche zur Rochuskapelle statt. Mittags erfreuten sich unsere Bürger an einem Platzkonzert auf dem Krautmarkt. Gegen 14 Uhr erfolgte dann der Abmarsch vom Vereinslokal „Hotel Lamberg“. Mit klingendem Spiel zogen die Schützen zum Tiergarten ins Waldrestaurant, wo sie auf der romantischen Liebesinsel am Stadtsee ihren Schießstand hatten. Kurz nach ihrem Eintreffen hörte man dann die Klänge der Blasmusik und das Knallen der ersten Abschüsse über den Stadtsee hallen. Das war der Auftakt für die Flatower, denn sie kannten an diesen beiden Tagen nur das eine Ziel: Auf zum Flatower Schützenfest!

Schon der Spaziergang dorthin war ein Genuß. Vorbei ging es an der katholischen St. Marienkirche, der Glum iabücke, dem Stadtsee — der einen schönen Blick auf die Fischerhalbinsel Rosnow, den Tiergarten und die Liebesinsel gestattete, dem Jahndenkmal und Forsthaus, bis man schließlich auf einem herrlichen Waldweg zum Waldrestaurant gelangte.

Ein bunter Trubel herrschte hier, wie es auf einem Rummelplatz üblich ist. Die Blaskapelle spielte, Leierkasten und Lautsprecher lärmten, Würfel- und Lösbudbesitzer priesen ihre großen Gewinnmöglichkeiten an. Schausteller verkündeten in spannenden Schlagworten ihre Attraktionen und Karussells und Luftschaukel luden zu einer Fahrt für nur 10 Pfennig ein. Süßigkeiten, Kuchen, Eis sowie die schmackhaften Frohwerkischen Würstchen, verbreiteten ihren appetitlichen Duft über den ganzen Platz. Überall sah man glückliche Kinder und übermüdete Erwachsene.

Am Montag, dem zweiten Tag des Schützenfestes, wiederholte sich das gleiche Bild. Gegen Abend wurde aber dann der neue Schützenkönig mit seinen Rittern proklamiert. Reinhold Hasse, Bäckermeister Reinke, Reichel von der Bahn, um nur einige zu nennen, gehörten öfter zu diesen Würdenträgern. Für die Schützen und Kinder gab es nach der Proklamation immer 3 Fahrten auf dem Karussell umsonst. Der Andrang war enorm und die Karussellbesitzer sahen diesen Fahrten immer mit Bangen entgegen. Es gab aber, Gott sei Dank, niemals ernstliche Verletzungen. Nach Einbruch der Dunkelheit marschierte dann die Schützengilde mit ihrem neuen König und den Rittern in die Stadt, wo sie mit rotem und grünem bengalischem Feuer empfangen wurden. Ein Essen mit anschließendem Königsball beendete das Fest.

Der Wettergott war dem Schützenfest nicht besonders günstig gesonnen, so daß die Gilde oftmals für bestimmte Stunden eine Wetterversicherung abschloß. Während dieser Zeit hielt sich das Wetter meistens. War aber die Versicherungszeit abgelaufen, dann ließ es Petrus vom Himmel regnen. Einmal, es war wohl Anfang der 30er Jahre, gab es ein Schützenfest mit tragischem Ausgang. Kurz nach der Proklamation des Schützenkönigs, ich glaube er hieß Meyer, erlag dieser plötzlich einem Herzschlag. Dieser Fall wurde damals weit über die Grenzen unseres Kreises bekannt. Der letzte Schützenkönig war Kaufmann Paul Haeske, der jetzt in Bad Segeberg wohnt. Er trägt diesen Titel noch bis zum heutigen Tage. Wie Flatow mit dem Schützenfest verbunden war geht daraus hervor, daß



Flatow heute: Hier stand einst das Waldrestaurant

Foto: Joachim Hoffmann

jedes Jahr von einer bestimmten Schulklasse ein Aufsatz über das Schützenfest geschrieben wurde.

Das Waldrestaurant im Tiergarten steht nicht mehr. Auch der Schießstand auf der Liebesinsel ist verschwunden. Geblieben ist nur noch die Erinnerung. Joachim Hoffmann.

Verlorene Heimat

Von Margarethe Cordes

Müd stampft ein Schritt übers Pflaster so schwer —
vorüber, vorüber, nimmermehr.

Einmal vor langer, langer Zeit,
da war die Straße voll Fröhlichkeit,
da standen die Häuser behaglich dicht
mit bunten Giebeln im Sonnenlicht,
da spielten die Kinder in Gärten und Stiegen,
da sah man Mütter die Kleinsten wiegen,
und leise klang's durch die Abendruh:
Heimat, Heimat, wie schön bist du!

Nun ragen die Giebel schwarz und stumm,
kein Vogel singt, kein Kind spielt herum,
die Fensterhöhlen sind öde und leer,
die Wolken ziehen kalt drüber her,
Wind klagt um Trümmer wie Weinen,
das Grauen haust in den Steinen;
das Glück, das Leben verwestet, verbrannt —
o Land, o Heimatland!

Müd dröhnt ein Schritt übers Pflaster so schwer —
vorüber, vorüber, nimmermehr.

Rundbrief für die ehemaligen Schüler und Lehrer der Ostlandschule in Flatow.

Frau Brigitte Heindrichs, geb. Wendt, früher Flatow, jetzt in Düsseldorf-Wersten, Ohmweg 15 wohnhaft, die Herausgeberin eines hervorragend geschriebenen Rundbriefes, der alle „Ehemaligen“ sammeln will, teilt uns mit:

„Seit dem Jahre 1949 pflege ich die Verbindung mit ehemaligen Schülern und Lehrern der Ostlandschule Flatow. Ich begann damals die Anschriften meiner Klassenkameraden (Abiturientenjahrgang 1944) zu sammeln und regelmäßig einen Brief mit Familiennachrichten und Adressen zu versenden. Im Laufe der Jahre wurde der Wunsch an mich herangetragen, auch andere Jahrgänge mit einzubeziehen, so daß unser Anschriftenverzeichnis inzwischen einen recht großen Umfang angenommen hat. Leider war ich aus persönlichen Gründen eine lange Zeit gehindert, dieses Mitteilungsblatt zu versenden, und erst in diesem Jahre habe ich auf Grund der Bitten vieler ehemaliger Schüler die Verbindung wieder aufgenommen.“

Vielleicht wird es Sie interessieren, daß ich in diesem Zusammenhang bereits dreimal ein Treffen ehemaliger Ostlandschüler durchgeführt habe, und zwar in den Jahren 1951, 1952- und 1953 jeweils in Düsseldorf. Das erste Treffen (1950) bewegte sich noch im Rahmen meiner Klasse und fand in Detmold statt.“

Das Preußisch-Friedländer Progymnasium vor etwa 60 Jahren

Der nachstehende Beitrag stammt aus der Feder des Universitätsprofessors Dr. Dr. Friedrich Wilhelm von Rauchhaupt, der von 1891 bis 1896 Schüler des damaligen Progymnasiums in Pr. Friedland war und mit diesem Beitrag liebevoll seiner alten »Penne« gedenkt.

Herr Professor von Rauchhaupt ist ein in der Welt bekannter Rechtslehrer, er ist Mitglied mehrerer ausländischer Akademien. Sein Weg als Hochschullehrer führte ihn schon vor dem ersten Weltkrieg in die nord- und südamerikanischen Staaten, nach Spanien und in der Mitte der zwanziger Jahre zurück nach Deutschland, nach Heidelberg, wo er seit Kriegsende im Ruhestand lebt. In seinem Heidelberger Haus wurden Gäste aus der Heimat, vor allem die dort studierenden Pr. Friedländer, Flatower und Schlochauer immer herzlich empfangen. So hielt und hält der ehemalige Friedländer Schüler stets treue und rege Verbindung zur Heimat.

Den meisten Pr. Friedländern wird Herr Prof. von Rauchhaupt persönlich kaum bekannt sein. Besser wird man sich wohl an seine Mutter, Frau Susanne von Rauchhaupt, erinnern, die nach dem ersten Weltkrieg zunächst bei Fräulein Agnes Timm wohnte und dann einige Jahre im Hause der Familie Boettcher (Gut Elisenhof) lebte, wo diese stille, feine alte Dame sich besonders den Boettcherschen Kindern widmete, die sie dafür mit großer Herzlichkeit verehrten und liebten.

Damals bestanden zwischen dem Preußisch-Friedländer Progymnasium und dem Königlichen Joachimsthaler Gymnasium in Berlin W., Kaiserallee 1, erstaunlich enge Verbindungen. Wenigstens 6 Preußisch-Friedländer legten damals die Aufnahmeprüfung für das Internat ab und arbeiteten dort 4 bis 6 Jahre bis zur Universitätsreife. Mehrere unter ihnen (u. a. W. Nitz und Wegener) gehörten zu den bevorzugten 2 bis 4 Schülern jedes Jahres, die im Königlichen Reitstall Reitunterricht erhielten und dazu vor dem ordentlichen Unterricht ab 5.00 Uhr mit der Stadtbahn hin und zurück fuhren. Nach dem Verzeichnis Alter Joachimsthaler, 15. Ausgabe vom April 1955 nebst Nachträgen bis 15. 5. 1956, gehören zu diesen Preußisch-Friedländer Joachimsthalern mindestens

1. Biedermann, Otto, Prof. Dr., Stud.-Rat i. R. (1898), Berlin;
2. Pirwitz, Johs., Pastor i. R. (1900), Hammenstedt/Hann.;
3. Nitz, Konrad, Dr. phil., Stud.-Rat i. R. (1901), Hamburg;
4. v. Rauchhaupt, Friedr. Wilh., Prof. Dr. (1901), Heidelberg;
5. Haenchen, Karl, Dr. phil., Stud.-Rat a. D. (1902), Berlin;
6. Wegner, Franz, Studienrat (1902) — verstorben.

Vielleicht sind hierher auch zu zählen:

- Haenchen, Ernst, D. o. Prof. (1914), Münster i. Westf., (geb. 1894 in Scharnikau) und
Goede, Werner (1939), gefallen 21. 9. 1941 (aus Stahlener Mühle?).

Von den erstgenannten 6, die doch sämtlich die 70, z. T. sogar 75 Jahre überschritten haben müssen, leben noch 5; das bekundet eine beachtliche Vitalität. Zwei leben in Berlin, zwei in Nordwestdeutschland, einer in Süddeutschland. Wegner, der ein Vetter von Pirwitz ist und zuletzt Oberstudiendirektor in Frankfurt a. M. war, erlitt vor wenigen Jahren bei der Rückkehr von einem Ausflug einen Herzschlag. — Es soll vor dem Ersten Weltkrieg auch einen Austausch von Lehrern zwischen beiden Schulen gegeben haben. Vielleicht können die Berliner Schulkameraden darüber Auskunft geben.

Späterhin begegnete ich beruflich nur Franz Wegner. Er war mit einer Engländerin, die früh starb, verheiratet gewesen und, da er die Sprache beherrschte und eine beachtliche Fachbibliothek zusammengetragen hatte, hatte er nebenberuflich an der Universität Frankfurt einen Lehrauftrag als Lektor für Englisch erhalten. Er war mit dem französischen Lektor Prof. Milléquant eng befreundet, und als dieser nach Heidelberg berufen wurde, erschien auch Franz Wegner gelegentlich hier als Gast und ich stattete ihm einen Gegenbesuch in Bad Homburg ab, wo er ein sehr schönes Haus gegenüber dem Kurpark besaß.

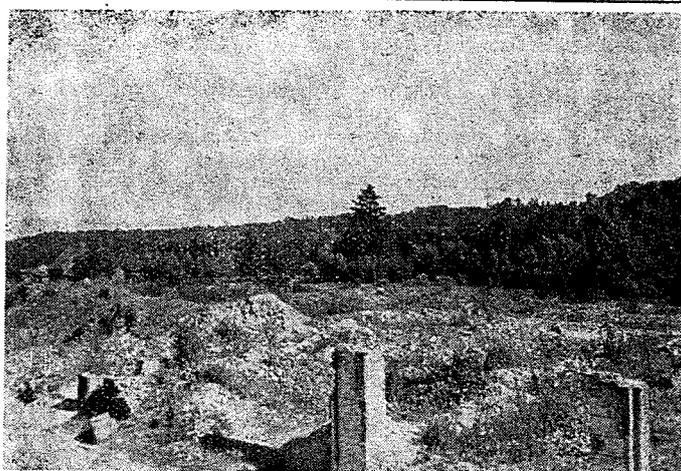
Es wäre ganz lehrreich, zu erfahren, ob die alten Preußisch-Friedländer Schüler die Verbindung zur alten Heimat und Schule gepflegt haben. Soweit sie dort noch Eltern und Geschwister besaßen, ist dies sicherlich geschehen. Ich selbst bin seit 1896 nur noch 1922 in Preußisch-Friedland gewesen. Meine Familie sollte auch diese Gegend kennen lernen, in der ich groß geworden war, insbesondere die herrlichen Wälder und Seen der Königlich-Prinzlichen Herrschaft Flatow-Krojanke, die eine Sekundogenitur der Hohenzollern bildete, bewundern. Das

Wetter war damals genau so scheußlich wie 1956 und das Getreide wuchs auch ohne angebliche Atomverseuchung auf dem Halme aus. Natürlich wohnten wir bei meiner alten Pensionsmutter Agnes Timm neben dem Zimmerplatz in der Düstergasse und dem alten Turnplatz des Gymnasiums. An alten Schulkameraden traf ich z. B. Karl Prah, der uns als Tertianer verlassen hatte, um nach dem Tod seines Vaters dessen Ladengeschäft nahe unserem Gymnasium zu übernehmen. Inzwischen war sein Sohn herangewachsen und paßte wieder zu meinem etwas jüngeren Filius. Auf der anderen Seite des Gymnasiums lag unverändert (natürlich einschließlich der kurzen eisernen Treppe, die man stets hinaufstolperte) das Papiergeschäft von Koslowski. — Ich bekenne gern, daß mir die Erinnerung an die Landschaft zwischen Kujan am Südenende des ca. 8 km langen Borownosees und Preußisch-Friedland und an die Förstereien in Wersk am Nordende dieses Sees und Linde, in denen wir nach einander lebten, stets sehr lebendig geblieben ist.

Neuestens traf ich unvermutet eine Landsmännin, die auch das Preußisch-Friedländer Gymnasium gut kannte. Bei einer Nachtisch-Diskussion im Rahmen der Württembergisch-Badenschen Genossenschaft des Johanniterordens und in Anwesenheit des D H M Prinz Oskar von Preußen (in Freudenstadt-Schwarzwald) fiel eine Baronin Scholley aus Stuttgart durch ihr mutiges Eintreten für das alte Preußentum auf. Sie entpuppte sich als eine geb. v. Wilckens und stammt aus dem Dobriner Schloß. Da wir auch gemeinsame Verwandte in Berlin hatten, war die Freude an dieser netten Begegnung besonders groß.

Möge uns allen, die eine stille Sehnsucht nach einem Wiedersehen mit der alten Heimat, dem Land und den Leuten, empfinden, recht bald die Erfüllung dieses Wunsches beschieden werden.

Fr. W. von Rauchhaupt.



Pr. Friedland heute. Bild Nr. 13. Die Mühltorstraße Aufnahme vom Hause Dr. Zmudzinski aus

Im Rückblick auf den Schriftsatz des Herrn Otto Schönau „Schlochauer und seine notleidenden Altsparer“ mit der Frage „Wer kann helfen?“ in Nr. 10, Jahrgang 1953, Seite 98 des Kreisblattes, weise ich darauf hin, daß auch die letzte (6.) Novelle vom 27. 1. 1956 zum Währungsausgleichsgesetz für viele Schlochauer Altsparer und auch für viele ostdeutsche Sparer, bei denen aus der Reichskatastrophe von 1945 „die gleichen Gegebenheiten vorliegen“ nach meinen Informationen aus dem Bundesvertriebenenministerium (Staatssekretär Dr. Nahm) vom 13. 7. 1956, von einem Verwaltungsgericht am 20. dieses Monats bestätigt, noch keine Hilfe bietet, obwohl, wie mir bekannt, sich mancher Geschädigte einzeln intensiv um Hilfe bemüht hat.

Es muß daher zunächst noch eine gerechte Novelle kommen. Dazu können meines Erachtens die führenden Personen der Heimatkreise und der Landsmannschaften und die berufenen Organe der Geschädigten, beratend und vielleicht auch federführend mit Aussicht auf Erfolg mithelfen, weil der einzelne auch in diesem berechtigten Streben gegenwärtig kaum Beachtung findet.

Auf dem Pfingsttreffen in Northeim und vielleicht auch in Gifhorn könnte Gelegenheit zur Stellungnahme hierzu geboten werden.

Mit freundlichem Heimatgruß

Johannes Bartmann, Taubstummen-Oberlehrer i. R.

N. B. Ich hoffe bestimmt, am 8., 9. und 10. Juni in Northeim anwesend zu sein.

Flatower Bürger überwinden die Wirtschaftskrise

Durch die deutschen Tageszeitungen geht abwechselnd die Nachricht über ein „deutsches Wirtschaftswunder“ und eine „drohende Wirtschaftskrise“. Es wäre nicht das erste Mal, daß unser Vaterland durch wirtschaftliche Höhen und Tiefen gegangen ist. Unser Landsmann Erich Hoffmann, Flatow, erzählt aus der Erinnerung, wie die Flatower Gewerbetreibenden während der großen Weltwirtschaftskrise anfang der dreißiger Jahre die schlimme Lage meisterten. W. B.

Verkehrstage in Flatow

25 Jahre sind vergangen, als in Flatow durch eine große Veranstaltung das Wirtschaftsleben angekurbelt wurde. Nach 1929 war überall eine große Wirtschaftskrise spürbar, unter der die Landwirtschaft, das Handwerk und der Handel gleichermaßen litten. Darlehen waren schwer erhältlich, und oft mußten 20 Prozent und mehr an Zinsen bezahlt werden. Hinzu trat noch eine beträchtliche Arbeitslosigkeit.

Die ersten erfolgreichen Anstrengungen, diesen Niedergang aufzuhalten und zu überwinden, machten die Reichskanzler Brüning und Schleicher. Die Raiffeisenbank und andere Geldinstitute erhielten damals allein über eine halbe Million RM, um die Landwirte aus Flatow und Umgebung zu entschulden. Landrat Snay, der auch ein längeres Gespräch mit dem Kanzler Brüning hatte, erreichte es, daß unserm Heimatkreis fast 1,5 Millionen RM für Straßen- und Wegebauten zur Verfügung gestellt wurden. So konnten damals die Bahnhofstraßen in Flatow und Krojanke, die Wilhelmstraße in Flatow und verschiedene Chausseen des Kreises teils vollkommen neu belegt, teils ausgebaut werden. Auch die Pläne für die große Stadtrandssiedlung an der Jastrower Straße in Flatow wurden endgültig festgelegt.

In den Flatower Geschäften waren die Umsätze vielfach um mehr als 25 Prozent zurückgegangen. Da griff der Kaufmännische Verein unter dem Vorsitz des Verfassers mit dem Plan ein, durch die Veranstaltung von Verkehrstagen die Umsätze wieder zu steigern. Emsig wurde an den Vorbereitungen gearbeitet, wobei die Herren Fritz Elkuss, Andreas Bonin, Paul Hasselberg und Gustav Rieck besonders aktiv waren. Eine Verkehrszeitung mit der Auflage von 7000 Exemplaren wurde durch Postwurfsendung im Kreise verbreitet, und durch ein Reklameflugzeug aus Schneidemühl wurden Werbezettel im ganzen Kreis Flatow abgeworfen. Platzkonzerte, ein Musikabend bei Totz, eine Kinderveranstaltung im Freundschaftsgarten, Rundfunkübertragungen und Geselligkeitsabende bei Lamberz, im Kasino und bei Bonin verfehlten nicht ihre Wirkung.

Ein großer Anziehungspunkt für die Käufer aber war die Verlosung. Die Geschäftsleute gewährten beim Einkauf oder der Bezahlung von Schulden einen Rabatt von 5 Prozent und gaben gleichzeitig Lose ab, die sie vom Kaufmännischen Verein erwarben. Für die Verlosung waren von verschiedenen Flatower Firmen und auswärtigen Großbetrieben wertvolle Preise gestiftet, darunter sogar Radiogeräte und Fahrräder. Der Hauptgewinn hatte einen Wert von über 500 RM. Diese Preise waren in dem geräumten Laden der Firma Hermann Schneider ausgestellt. Hier befand sich auch das Büro der Verkehrstage, das die umfangreichen Arbeiten erledigte und von Fräulein Gertrud Sowinski, jetzt Frau Bülow-Berlin, geleitet wurde. Die Ziehung der Gewinne erfolgte im Hotel Lamberz und wurde durch Lautsprecher bekanntgegeben. Mit einer Ansprache auf dem vollbesetzten Krautmarkt schloß der Vorsitzende des Vereins die sechs Verkehrstage ab.

Der Hauptgewinn aus der Verlosung wurde überraschenderweise nicht abgeholt. Fritz Elkuss soll der Gewinner gewesen sein, er war aber zu bescheiden, sich zu melden. Der Erlös aus diesem Hauptgewinn hat den geldlichen Überschub aus der Veranstaltung noch wesentlich vergrößert. 1500 RM wurden sozialen Zwecken zur Verfügung gestellt. Der Erlös der Kaufleute aber betrug in diesen sechs Tagen weit über 250 000 RM.

Abschließend sei noch einiges über den Kaufmännischen Verein in Flatow gesagt, der im gleichen Jahre, vom Verfasser gegründet, sein zehnjähriges Bestehen feiern konnte. Im Kasino wurde diese Feier mit einem Festessen und einem Ball begangen, wozu auch die Handelskammer Schneidemühl erschienen war. Damals hatten sich der Innungsausschuß, der Kaufmännische Verein und die Bauinnung zu einem Wirtschaftsverband vereinigt, der monatlich Wirtschaftsnachrichten herausgab. Von Flatower Geschäftsleuten waren Fritz Elkuss, Franz Rosenberg und der Verfasser Mitglieder der Handelskammer, deren Präsident Herr Pollert, Schneidemühl, war.

Die Sitzungen des Kaufmännischen Vereins, der bald nach der Machtübernahme durch Hitler 1933 aufgelöst wurde, fan-

den abwechselnd bei Lamberz, Bonin, Schott, Clemens Sieg und Emil Seehafer statt. Im Rahmen des Vereins wurden auch eine Reihe von Ausflügen veranstaltet, die nach Dt. Krone, Jastrow, Schlochau, Neustettin, Grunau und Linde führten.

Von den einstigen Mitgliedern leben unter anderem heute noch Kurt Hahlweg und Paul Haeske in Bad Segeberg, Feodor Seelert in Bassum bei Bremen, Erich Gollnick, Marta Zimmermann und Heinrich Reiss in der Bundesrepublik, Paul Lamberz und Fritz Elkuss in Berlin und Friedrich Iwanski in Berlin-Köpenick.

Ihnen allen herzliche Grüße.

Erich Hoffmann

Die Gewinner des Osterpreisträtsels.

Unser Osterpreisträtsel war nicht leicht zu lösen. Trotzdem gingen 83 Lösungen ein. Alle waren sie richtig. Unser Sinnpruch, der so recht in die heutige Zeit paßt, und den uns unser Landsmann Wilhelm Bollmann (früher Baldenburg) einsandte, lautet:

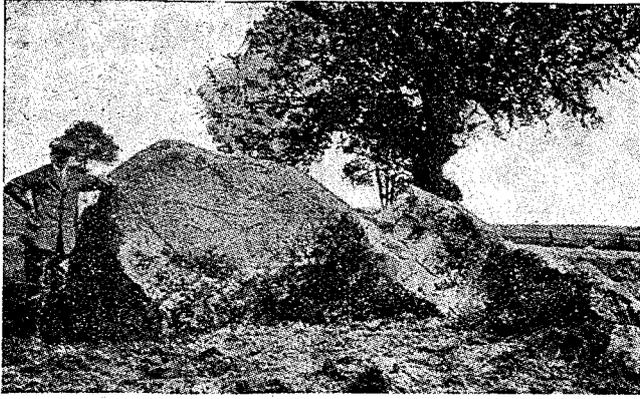
„Glaube, Liebe, Treu' und Recht,
diese Vier haben sich schlafen gelegt;
wenn sie werden auferstehen,
wird's in der Welt mit Recht zugehen.
Dann wird auferstehen ein Volk gerecht,
welches edle Früchte trägt.“

Unser Landsmann Wilhelm Bollmann, der kürzlich seinen achtzigsten Geburtstag begehen konnte, hat sich über die rege Beteiligung an diesem Preisausschreiben sehr gefreut. Mit dem Schlußsatz: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, und wo Gerechtigkeit regiert, da wird auch Friede sein“ grüßt er alle Rätselfreunde. Er hat uns für die nächste Zeit ein neues Rätsel versprochen und bittet alle Landsleute, denen die Glücksgöttin diesmal nicht hold war, auf sein nächstes Rätsel zu warten.

Und nun die Gewinner der 10 Preise und der 25 Trostpreise:

1. Werner Ebeling, Rehme über Bad Oeynhausen, Kirchstr. 4;
2. Ella Schmidt, Fredesloh, Kreis Northeim;
3. Irmhild Nitz, Hagen/Westf., Friedensstraße 11;
4. Ursula Brzezinski, Berlin-Wilmersdorf, Wilhelmsau 35, I.;
5. Dietrich Simon, Diepholz, Auf dem Esch 36;
6. Hedwig Wehrauch, Hannover, Lärchenstraße 11, I.;
7. Ursula Szelinsky, geb. Bartlau, Meckelfeld, Kreis Harburg, Am Höpen 379;
8. Gertrud Lübeck, geb. Langwald, Karlsruhe-Durlach, Carl-Weysser-Straße 20;
9. Kurt Krüger, Stuttgart-W., Bismarckstraße 110;
10. Charlotte Meyer, Berlin-Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straße 44;
11. Richard Karge, Bremerhaven-Mitte, Gildemeisterstraße 27;
12. Renate Theuß, Viersen, Am alten Nordkanal 23;
13. Rita Gymnich, geb. Damaschke, Düsseldorf, Apollinaristraße 16;
14. Dr. Kurt Wagner, Frankfurt/M., Jakob-Schiff-Straße 29;
15. Minna Teschke, Bad Schwartau, Cleverhofer Weg 35;
16. Paul Köhn, Frankfurt/M., Rohrbachstraße 25, II.;
17. Irmgard Groß, Löwendorf, Kreis Hörter, Saumer 2;
18. Erwin Zander, Ratzeburg i. Lbg., Below-Kaserne, Gebäudeteil G;
19. Ursula Starke, Kassel, Wilhelmallee 278;
20. Inge Schwanitz, bei Mme Leuba, Auvornier, Canton Neuchatel (Schweiz);
21. Charlotte Lenz, Nienburg/Weser, Kl. Drakenburger Str. 37;
22. Gerhard Hass, Quelle bei Bielefeld, Friedrichstraße 721;
23. Elly Rieck, Langenhagen 120 über Duderstadt;
24. Roswitha Kuhs, Hohnstorf/Elbe, Sandhagen 112;
25. Ella Borchardt, Grömitz, Gorch-Fock-Weg 8;
26. Klaus Stobbe, Berlin-Neukölln, Bouchéstraße 42, I.;
27. Herta Aster, Worms/Rhein, Wollstraße 60;
28. Margarete Liebsch, geb. Ruhnke, Bückeburg, Fürst-Ernst-Straße 39;
29. Hans Gasow, Geesthacht/Elbe, Bandrieterweg 5;
30. Reinhold Zielke, Konrektor, Salzgitter-Lebenstedt, Klevergarten 5;
31. Bringfriede Erdmann, Emden-Larrelt, Am Altersheim 2;
32. Otto Rach, Schlewecke (Nette) über Derneburg;
33. Ingrid Bartel, Neuenkirchen über Bremen-Vegesack, Landstraße 81;
34. Franz Schülke, Kulmbach/Obfr., Webergasse 1;
35. Irmtraut Meyke, Wintermoor, Krankenhaus, über Soltau.

Allen Einsendern herzlichen Dank für ihre Beteiligung!



Der Wanderstein bei Eisenau. Zeuge der Vergangenheit ist dieser Steinbrocken, der in der Eiszeit bei Eisenau liegenblieb. Noch dreimal so tief liegt er in der Erde.

Bronzemedaille für Theo Nast

Bei der DLG-Qualitätsprüfung für Fleischwaren und Feinkostzeugnisse in Frankfurt wurde Fleischermeister Theo Nast (früher Schlochau) für seine grobe Leberwurst nach Hausmacherart mit der Bronzemedaille und einer Urkunde ausgezeichnet. Bei 1540 eingesandten Proben liegt unser Landsmann also mit an der Spitze. Das ist nach dem Amsterdam Ergebnis (siehe Kreisblatt vom Mai) wieder ein hervorragender Erfolg, zu dem wir dem tüchtigen Meister herzlich gratulieren.

Ein wenig spät schon kommt diese Umdichtung des bekannten Mailiedes. Man freut sich aber trotzdem noch darüber.

Der Mai ist gekummen

Der Mai ist gekummen,
Die Nachtigallen schlagen (aus),
Die Maikäfer brummen,
Drum bleibe zu Haus!
Wie die Raupen dort rupfen.
Den lila Fliederstrauch,
So plagt mich der Schnupfen
Und Kopfweh hab' ich auch.
Beim Nachbar im Hofe
Da singt ein Grammophon.
Es singt die erste Strophe
Zum zehnten Male schon.
Und die Frösche die quarren,
Der Hund frißt Gras und grunzt,
Und die Hühner, sie scharren,
Wo gerade frisch gepflunzt.
Der Landmann kartoffelt,
Der Pferdedünger dampft.
Der Wandervogel pantoffelt
Durch Feld und Wald und klampft.
Und die Mädchen erschauern
In süßer Minne Sold;
Ach, daß doch ewig dauern
Der Wonnemonat wollt!

Viktor Kaluza
(Aus dem Schlochauer Kreiskalender)



Pr. Friedland. Die Straße nach Dobrin. Im Hintergrund die beiden Kirchen (links die katholische, rechts die evangelische). Zwischen den beiden Türmen auf der Landstraße der Grenzstein. Er markiert die Kreisgrenze (links Flatow, rechts Schlochau). Im Vordergrund die Schafherde des Gutes Dobrin mit dem Schäfermeister Ludwig Beyer, der auf der Flucht in der Nähe Kolbergs vermißt gemeldet ist.

Vom unbekanntem Weinbau im deutschen Westpreußen
Das nördlichste Weinbaugebiet Europas lag früher nicht etwa am Rhein, auch nicht bei Grünberg in Schlesien, sondern in den gesegneten Weichselniederungen in Westpreußen, einst einem der fruchtbarsten Landstriche Deutschlands.

Während der Ära des Deutschen Ritterordens, der das damalige Pomerellen nach 1230 bzw. 1309 in Besitz nehmen und in ein Burgenland verwandeln konnte, galten z. B. Thorn und Schwetz im Weichseltal als ausgesprochene Weinstädte, und der „Thorner Landwein“ soll ein besonders edler und ausgezeichnete Tropfen gewesen sein. Allerdings hatten die Ordensritter aus Italien, Ungarn und dem Heiligen Lande allerbeste Erfahrungen im Weinanbau und in der Weinzubereitung mitgebracht, die sie in der neuen Heimat nutzbringend verwerteten. Es bleibt ihr Verdienst, neben zahlreichen sonstigen hervorragenden Kulturleistungen, auch die als Rebenhügel geeigneten Uferhänge der Weichsel systematisch mit Weinstücken bepflanzt zu haben. Damals müssen sogar ziemlich reiche Erträge erzielt worden sein, denn der im ganzen Preußenland sehr geschätzte westpreußische Traubensaft, gewöhnlich „Thornscher Wein“ genannt, bildete viele Jahrzehnte lang einen bedeutenden Handelsartikel des Ordenslandes.

Jede Ordensniederlassung hatte ihren eigenen Kellermeister im hohen Beamtenrang, der für Traubenlese und Kelter verantwortlich war und dem die Einkellerung und Pflege der zahllosen Fässer mit Wein und Most oblag. Was Wunder, wenn bald der Wohlstand des ganzen Landes durch die vorbildliche wirtschaftliche Aufbaubarbeit der Ritter im weißen Kreuzmantel — nicht nur im Weinbau — in hohem Maße befruchtet wurde! Es steht fest, daß z. B. die Stadt Danzig zur Hochmeisterkur des großen Rheinländers Winrich von Kniprode sechs riesige Fässer inländischen Weines stiftete, und daß die polnischen Könige, wenn sie auf Besuch kamen, mit Vorliebe den Danziger Wein tranken. Bei dem damals für Westpreußen selten milden Klima begann die Weinlese dort bereits zu Bartholomäi (Ende August). Auch an der Weichselmündung und im Nogatdelta sowie bei Elbing wuchs in früheren Zeitläuften allenthalben ein guter Wein. Historiker vermuteten Weinbau selbst im westlichsten Zipfel der Provinz, in Landeck und Jastrow, die eine Weinrebe im Stadtwappen führten und in Krojanke, wo ein Stadtteil „Vinare“ genannt wurde. Während 1416 noch als ein besonders gutes Weinjahr in die westpreußische Heimatgeschichte einging, erfroren — nach Bornbachs Chronik (1568) — „durch eine außerordentlich starke Kälte zu Anfang anno Domini 1437 sämtliche Weingärten bei Mewe, Neuenburg, Schwetz, Kulm und Thorn; nur bei letzterer Stadt wurden etliche wieder aufgebaut“.

Nach der Wiedervereinigung Alt-Preußens im Jahre 1772 bemühte sich Friedrich der Große tatkräftig, den Weinbau an der unteren Weichsel wieder in größerem Umfang einzuführen. Einen Weinbauern in Graudenz, so vermelden alte Akten, unterstützte der König sogar mit 1200 Reichstalern, damit dieser etwa 16 Morgen mit Wein bepflanzen konnte. Jedes Jahr, wenn Friedrich Rex nach seinem über alles geliebten Westpreußen kam, um an den Manövern bei Mockrau teilzunehmen, erkundigte er sich nach dem erfolgreichen Fortgang der Kultivierungsarbeiten der Winzer und überzeugte sich selbst von der Güte der neuen Ernte.

Der bekannte Dichter Johannes Trojan, einer der besten Weinkenner, die je lebten, beurteilte vor 50 Jahren den letzten Rebensaft am Weichselstrand, den er kostete: „Ich habe manchen Mosel getrunken, mit dem verglichen der ‚Schwetzter Klostergarten‘ zuckersüß genannt werden konnte; er erinnert mich mehr an österreichische Weine“. Westpreußischen Wein Marke „Schwetzter Klostergarten“ gab es noch — oder richtiger: wieder — um 1905, wo er im Garten des ehemaligen Klosters zu Schwetz heranreifte. Auch die Weinbergstraße in Danzig, der „Weinberg“ bei Trepesch, das „Klösterchen“ bei Thorn und manch anderer Platz bzw. Straßennamen erinnern noch bis 1945 an den einst blühenden Weinbau im deutschen Westpreußen. (hvp)

Familien-Nachrichten

(Veröffentlichung kostenlos - Bildpreis auf Anfrage)

Seinen 84. Geburtstag begeht am 14. Juni 1957 der Rentner Albert Buchholz aus Pollnitz, Kr. Schlochau im Kreise seiner Angehörigen in Hachmühlen 18 über Bad Münders/Deister.

Vater Buchholz ist noch sehr rüstig und rege und nimmt noch lebhaften Anteil an allem Geschehen. Er grüßt alle Pollnitzer Verwandten u. Bekannten. Auch von Familie Andreas Buchholz viele herzliche Grüße.



83 Jahre alt wird am 3. Juli Frau Amanda Ziegenhagen aus Schlochau, Berlinerstr. Sie freut sich immer über die Nachrichten aus der Heimat und wünscht allen Landsleuten frohe Pfingsten. Jetzt: Gadderbaum bei Bielefeld, Wörthstr. 5

82 Jahre alt wird am 16. Juni Landsmann Wilhelm Bettin aus Hammer bei Krojanke. Jetzt: Berlin—Schöneberg, Grunewaldstr. 54

81 Jahre alt wurde am 31. Mai (dem Silberhochzeitstage seiner Kinder, der Tochter Maria und des Schwiegersohnes Richard Sprafke) der Bauer August Blank aus Grabau (Steinberg). Er lebt jetzt in guter körperlicher und geistiger Frische bei seiner Tochter Anna und dem Schwiegersohn Clemens Roggenbuck in Bergisch-Gladbach, Schützenstr. 66

80 Jahre alt wird am 5. Juli Frau Else Dobberstein, geb. Boldt aus Lugetal, Kr. Flatow. Jetzt: Gershasen Nr. 7 über Westerbürg/Oberwesterwald

76 Jahre alt wird am 20. Juni Landsmann Reinhold Schlotke aus Ganz allein wohnt er in Ingelheim/Rhein, Stiegelgasse 44. Sein einziger Sohn fiel in Belgien.

75 Jahre alt wird am 8. Juni der Schuhmachermeister Max Wollschläger aus Prechlau. Jetzt: Alfhausen, Kr. Bersenbrück

74 Jahre alt wird am 22. Juni Landsmann Arthur Kleps aus Flatow. Jetzt: Berlin—Steglitz, Albrechtstr. 72 b (Er ist gebürtiger Steinborner)

73 Jahre alt wurde am 1. Juni Landsmännin Wilhelmine Krause (geb. 1. 6. 84 zu Schmidau, Kr. Flatow). Sie wohnte früher bei ihrer Schwester Pauline Dahlke, Gr. Jenznick (Firschau-Bhf) und verlebte ihren 73. Geburtstag im kleinsten Verwandtenkreis bei Familie Dahlke in (23) Bentheim, Wilhelmstr. 41

70 Jahre alt wird am 23. Juni Landsmännin Elisabeth Kröhn aus Krojanke. Jetzt: Berlin—Neukölln, Nogatstr. 32

Konfirmation

Am 2. Juni 1957 Meike Redmann, Tochter der Landsleute Karl und Helga Redmann aus Pr. Friedland. Jetzt: Fürstenwalde/Spreew., Schloßstraße 9.

Verlobung

Pfingsten 1957: Fräulein Hanne-Lore Kühn in Dortmund-Kirchderne, Baukamp 8, mit Pol.-Hptw. Herbert Splittergerber in Dortmund—Dorstfeld, Sachsenwaldstr. 26 (Früher Tarnowke, Kreis Flatow)

Silberhochzeit

Am 20. Juni 1957 Gutsbes. Josef Kathke und Frau Rosa, geb. Grote aus Gut Schönthal bei Pr. Friedland. Jetzt: Trierweiler 67 (Bez. Trier)

Goldene Hochzeit

Am 1. Juli 1957 der Bauer Robert Schütt und seine Ehefrau Marie, geb. Manthei aus Krojanke. Das Jubelpaar wohnt mit 2 Töchtern in Lübeck. Anschrift: Paul Minke, Lübeck-Brandenbaum, Kaufhof, Haus 2.

Anschriftenänderung

Der ehem. Steuerinspektor Max Schmidt von der Finanzkasse Flatow wohnt seit 1945 mit seiner Frau in Neuruppin, Bez. Potsdam, Ernst-Toller-Straße 4. Allen Flatowern in der Erinnerung an die gemeinsam verlebten Jahre 1920-1939 herzliche Grüße!

Fern der Heimat starben

der ehem. Kassenleiter des Finanzamtes Flatow, Willy Foerster am 8. 3. 1957 im Alter von 67 Jahren an einem Schlaganfall. Er wohnte zuletzt bei seiner verh. Tochter Christel Jacobi in Bernburg/Saale, Leninstr. 33

Altsitzer Albert Roß aus Abb. Pr. Friedland am 28. 3. 1957 im vollendeten 83. Lebensjahre. Er wird betrauert von der Ehefrau Emma, sowie den Kindern Friedrich, Ida, Willy, Marta und Emil, sowie den Schwiegersöhnen und Schwiegertöchtern und wohnte bei Friedrich Roß in Rödlin/Meckl. Frau Emma Wudke aus Pollnitz. Zuletzt in Hamburg 26, Bille 2, Parz. 88

Landsmann Friedrich Frase aus Neu-Schwente, Kr. Flatow. Seinen Lebensabend beendete er bei seiner jüngsten Tochter Frieda Schewe, geb. Frase in Dersekow II bei Greifswald

Frau Elisabeth Wolff, Witwe des Arztes Dr. A. Wolff aus Baldenburg am 24. März 1957, 65 Jahre alt, in Jena/Thüringen.

Zum Pfingstfest

grüßen wir alle Verwandten, Bekannten und Freunde aus . . . Stegers und Umg., sowie Gebrüder Schulz und Fam. in Florida/USA; Familie Josef Kroliczak in Wellsee bei Kiel.

Bischofswalde und Umg. — Rudolf Kurth und Frau Luise, geb. Hiller in Schierloh Nr. 17, Post Glandorf/Osnabrück.

Prechlau — Wilhelm Campe und Frau Elisabeth, geb. Wollschläger.

Flatow — Lehrer Albert Kosalke, fr. Flatow-Abb., jetzt Essel 94 über Schwarmstedt Kr. Fallingb. ostel.

Schlochau und Damnitz — Kurt Blaschke und Frau Liesbeth, geb. Köhnke in Wolsdorf, Kr. Helmstedt, Siedlung 7.

Pr. Friedland und Rosenfelde — Fr. Gollnick und Tochter Irmgard, früher Riesenenthal bei Pr. Friedland, jetzt: Berlin-Zehlendorf, Rilkepfad 9.

Pr. Friedland — Frau Else Schmidt, geb. Karow, jetzt: Witten-Bommern, Bodenborn 58.

Aus der Arbeit für die Heimat

Landesgruppe Südwest

Abfahrt der Teilnehmer an der Fahrt zum Heimatkreistreffen nach Northeim am Pfingstsonntag um 5,00 Uhr morgens vom Stuttgarter Hauptbahnhof (Ausgang Nordseite).

Die Fahrt geht ab Stuttgart über die Autobahn Karlsruhe—Mannheim—Darmstadt—Frankfurt—Kassel. Zusteigemöglichkeit an der Autobahn. Der Autobus ist durch die Aufschrift »Fahrt nach Northeim« kenntlich gemacht. Anmeldungen zur Fahrt sind noch möglich. Sie sind zu richten an: Ldsm. Johann Mausolf, Stuttgart-Zuffenhausen, Eschenauer Str. 41. Ankunft in Northeim gegen 11 Uhr.

Ortsverband Hamburg

Bei herrlichem Wetter fuhren wir am 1. Mai mit dem Bus von Hamburg nach Pansdorf. Im »Krug zum grünen Kranz« wurden wir von unseren Landsleuten Herrn Manke und Frau herzlich empfangen, und mit einem kleinen Umtrunk begrüßt. Nach einer anregenden Unterhaltung und dem Mittagessen besichtigten wir Pansdorf und den umliegenden Wald. Dabei erinnerten wir uns an die schönen Wälder unserer ostdeutschen Heimat. — Anschließend wurde Kaffee getrunken. Die Zeit verging bei guter Stimmung zu schnell, sodaß wir uns dann bald von den freundlichen Wirtsleuten verabschieden mußten. Über Lübeck fuhren wir zurück und trafen mit Gesang gegen 19 Uhr wieder in Hamburg ein.

Leo Weidlich

Aufruf zum Grenzmarktreffen in Kiel

Die Kieler Grenzmark-Gruppe ruft alle Heimatfreunde aus den grenzmärkischen Kreisen zum Pommerntreffen am 6./7. Juli 1957 nach Kiel, mit dem am Sonntag ein

Grenzmarktreffen

im Gewerkschaftshaus verbunden ist. Wie bei dem Patenschaftstreffen 1955 werden sich auch dieses Jahr die Grenzmarker aus Schneidemühl, dem Netzekreis, den Kreisen Dt. Krone, Flatow und Schlochau diesmal aber in einem Haus, in den Sälen des Gewerkschaftshauses zusammenfinden.

Den Auftakt des Treffens bildet bereits am Sonnabend eine Delegiertentagung des Netzekreises. Sonntagvormittag werden sich die Kreisbearbeiter zu einer Besprechung zusammenfinden.

Quartierwünsche richte man bitte an Botho Krys, Kiel, Firma Most, Berliner Platz, oder an Albert Strey, Kiel-Gaarden, Wilhelmstraße 21.

Tag der Pommeren 1957

am 15./16. Juni in Berlin, Bochum, Nürnberg, Saarbrücken und Tübingen

Familien-Anzeigen

Selbständ. Fuhrunternehmer und Landwirt, 31 Jahre alt, evang., sucht die Bekanntschaft eines netten Vertriebenenmädchels entsprechenden Alters zwecks späterer Heirat. Nur ernstgemeinte Zuschriften mit Bild unter Nr. 115 an das Kreisblatt in Heide/Holstein, Postfach 142 erbeten.

Am 15. Februar 1957 habe ich meinen Wohnsitz von Schönow, Kr. Bernau bei Berlin, Kauzstr. 16 nach Langwedel, Kreis Verden a./Aller, Vörth 248 verlegt. Ich grüße auf diesem Wege alle meine lieben Landsleute.
Carl Milbrandt, Uhrmacher
 früher: Landeck, Kreis Schlochau
 Uhren, Gold- u. Silberwaren, Optik u. a. Artikel

Klaus Raffel und Frau Edeltraut, geb. Niewitecki aus Bremen geben voller Dankbarkeit und Freude die Geburt ihres Sohnes *Henry-Walter* bekannt.
 Toronto/Canada fr. Flatow, Kirchenstr. 7
 56 Delaware Ave am 20. Mai 1957

Eberhard Walter Unsere Annelore hat ein Brüderchen bekommen!
 Dr. med. Ingeborg Enß, geb. Flad
 Dr. med. Eberhard Enß
 Bonn, 20. Mai 1957 fr. früher Schlochau, Kreisbank
 Hausdorffstr. 96, z. Zt. Univ.-Frauenklinik

Allen Schlochauern sende ich anlässlich meines 73. Geburtstages am 23. Juni 1957 herzliche Grüße. Ich bin bei meinen Kindern, den Familien Paul Dziomba und Paul Borck in Wolfsburg, Dantehof 3 und 8 gut aufgehoben und geistig immer noch recht und gesundheitlich einigermaßen auf der Höhe.
 Frau Minna Borck,
 früher Schlochau, Kreuzstr. 3

Als Verlobte grüßen
Edith Poppe
Gottfried Dreyer
 Heilbronn, Nordstr. 49/51
 fr. Schlochau, Mittelstege 1 u. Elbing, Arno-Kallweit-Weg 3
 Pfingsten 1957

Als Vermählte grüßen
Albert Viet
Brigitte Viet, geb. Pommerenning
 (20a) Gehrden, Neuwerkstr. 18b fr. Pr. Friedland

Ihre Vermählung geben bekannt
Joachim Monczynski
Ursula Monczynski, geb. Neumann
 Hameln/Weser fr. Wittenburg/Ostb.
 Thietorstr. 17 fr. Königsberg/Lieb, Aussiger Weg 33
 z. Zt. Holzminden, Fürstenbergerstraße 59
 Dezember 1956

Am 15. Mai 1957 ist unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter und Urgroßmutter
Anna Semrau, geb. Tietz
 früher Lichtenhagen
 im 79. Lebensjahr für immer von uns gegangen.
 In stiller Trauer im Namen aller Angehörigen:
 Lübeck, Sophienstr. 5 **Anni Semrau**
 Die Trauerfeier fand in Lübeck statt

Nach kurzer, schwerer Krankheit starb am 31. Mai 1957, fern seiner geliebten Heimat, mein herzengüterer, lieber Vater, Schwiegervater, Bruder, Schwager und Onkel
 der Fischermeister und Gasthofbesitzer

Paul Radzimanowski

aus Schlochau, Bahnhofstr. 23, im Alter von fast 70 Jahren. Die Beisetzung fand am 5. Juni 1957 in Kiel, Friedhofskapelle Eichhof, statt.

In tiefem Schmerz: **Irmgard Ponicki, geb. Radzimanowski**
Georg-Peter Ponicki

Kiel, Jungmannstraße 47

Wir nehmen Abschied von meiner lieben Schwester

Johanna Dobberstein

geb. 1. August 1921, gest. 27. Mai 1957
 früher Hof Wilh. Dobberstein, Lugetal, Kreis Flatow

Nach dem Tode unserer lieben Mutter und Schwester fand sie liebevolle Aufnahme bei unserer Tante Elly Müller, geb. Bordt, Neubrandenburg, Speicherstraße 17.

Wir werden sie dortselbst am 31. Mai 1957 im Birkenhain, neben Onkel Emil Warmbier, zur ewigen Ruhe betten,

In tiefem Leid: **Klara Manthei, geb. Dobberstein**
Siegfried Manthei

Wuppertal - Barmen, Oberdörnen 50

Der Berg ist nun erstiegen,
 der mich so müd' gemacht.
 Lebt wohl ihr meine Lieben,
 ihr habt mich nun zur Ruh' gebracht.

Gott der Herr erlöste heute nach langer, schwerer Krankheit, jedoch plötzlich und unerwartet, wohl vorbereitet durch den Empfang der heiligen Sterbesakramente, meine treusorgende Gattin, unsere innigstgeliebte Mutter

Frau Rosa Ullrich, geb. Weilandt
 im Alter von 66 Jahren.

Möge Gott ihr alle Liebe und Treue vergelten in seinem himmlischen Reich.

In tiefer Trauer: **Gustav Ullrich**
 und Sohn **Alois**
 nebst Anverwandten

Rheinhausen, 20. Mai 1957
 Im grünen Winkel 1

früher Schlochau
 Berliner Str. 20

Du liebe Mutter bist nicht mehr,
 Dein Platz in unserm Haus ist leer.
 Du reichst uns nicht mehr Deine Hand.
 Der Tod zerriß das schöne Band.

Nach langem, schwerem Leiden und einem arbeitsreichen Leben rief Gott der Herr unsere liebe, gute Mutter und Oma

Emma Rudnick, geb. Lange
 im 78. Lebensjahr am 5. Mai 1957 zu sich in die Ewigkeit.

In stiller Trauer:

Otto Rudnick und Frau Emma, geb. Schulz
Auguste Böhme, geb. Rudnick
 und alle Angehörigen

Die Beisetzung hat am 9. Mai 1957 stattgefunden.
 Lübbrechtsen (Kr. Alfeld/Leine), Hannover, Berlin
 früher Bölzig, Kr. Schlochau

Das »Neue Schlochauer und Flatower Kreisblatt« erscheint monatlich einmal am Monatsende und kostet vierteljährlich durch die Post bezogen 1,56 DM und 9 Pfg. Zustellgebühr. Im Unterbezug beträgt der Preis monatlich 0,52 DM + 3 Pfg.. Der Betrag ist im voraus zahlbar.

Postcheckkonto: Erich Wendtlandt, Sonderkonto Schlochau
 in Hamburg Nr. 16746.

Herausgeber: Erich Wendtlandt, Heide/Holst., Postfach 142

Druck: Buchdruckerei Helmuth Sund, Heide/Holstein.

Die heutige Ausgabe umfaßt 20 Seiten. Nr. 7 erscheint am
 10. Juli 1957.